Zeitschrift: Jahresbericht der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft von Graubünden

Herausgeber: Historisch-Antiquarische Gesellschaft von Graubünden

Band: 80 (1950)

Artikel: Theodor von Mohr und die bündnerische Geschichtsforschung in der I. Hälfte des 19. Jahrhunderts

Autor: Schmid, Christian

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-595861

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

THEODOR VON MOHR
und die bündnerische Geschichtsforschung in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts

Christian Schmid

EINLEITUNG

Graubünden kennt zwei große Epochen der Geschichtsforschung. Die erste fällt zwischen die Mitte des 16. und des 17. Jahrhunderts, die zweite setzt mit dem Anfang des 19. ein. Die ältere Epoche ist eine späte Nachblüte des Humanismus. Aus Italien war der neue Geist über die Alpen nach Deutschland eingeströmt, hatte, sich dort überall ausbreitend, auch wieder nach Süden gewandt und zuletzt die Menschen in den Alpen ergriffen, an der Schwelle zu dem Lande, aus dem er gekommen war. Der bekannteste Bündner Humanist, Simon Lemnius, machte sich als Dichter einen Namen. Der erste bündnerische Historiker des 16. Jahrhunderts war Ulrich Campell. Von ihm sind eine Topographie und eine Historia Raetica auf uns gekommen. Humanistischer Rationalismus und mittelalterliche Wundergläubigkeit stehen in seinen Werken nebeneinander und charakterisieren ihn als Menschen der großen Zeitenwende. Man nennt ihn mit Recht den Vater der Bündnergeschichte; denn alle, die nach ihm kamen, sind seinen Spuren gefolgt[1]. Hans Ardüser aus Davos, von seinen persönlichen Angelegenheiten und den kleinen Ereignissen des Tages vollauf in Anspruch genommen, schlägt mit seiner Chronik die Brücke zur Historiographie des 17. Jahrhunderts. Einzelne ihrer Werke erzählen von der Vergangenheit. Die Mehrzahl aber beschäftigt sich mit der Gegenwart, die wild und stürmisch genug ist, um auch die bedeutendsten Geister in ihren Bann zu ziehen. Anhorn schreibt seinen Graw-Pünter-Krieg, und Johannes Guler von Wynegg schildert den Aufstand der Prätigauer. Mit imponierender Unabhängigkeit erzählt Fortunat Juvalta sein eigenes Leben. Er war ohne Leidenschaft und hatte sich dem Parteileben ferngehalten, im Gegensatz zu Marschall Ulysses von Salis-Marschlins, der in seinen Memoiren den Standpunkt des vornehmen aristokratischen Offiziers nie verleugnet und sich als Protestant unentwegt zu der französisch-venetianischen Partei bekennt[2]. Über allen aber steht Fortunat von Sprecher, ein Mann von außerordentlicher Bildung und hoher Unparteilichkeit. Nachdem er in der Pallas Raetica armata et togata die Geschichte seines Landes aufgezeichnet, nahmen auch ihn die Wirren der eigenen Zeit gefangen. In der Historia motuum et bellorum erzählt er die Ereignisse der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts mit großer Zuverlässigkeit und Ruhe bis zum Waserschen Schiedsspruch von 1644. Hier

aber gerät auch er in Erregung. Der Historiker in ihm tritt zurück und überläßt das Wort dem Parteimann, und aus Schmerz über die Niederlage, die sein geliebtes Heimattal Davos erlitten, kann er sein Werk nicht zu Ende führen.

Die historiographische Tradition im Jahrhundert der Aufklärung kann mit der des 17. und 19. Saeculums nicht verglichen werden. Das geschichtliche Interesse hatte vorübergehend nachgelassen. Erst in seiner zweiten Hälfte erwachte es wieder und brachte einzelne Leistungen hervor, die Anerkennung verdienen. 1781 erschien in Chur der «Versuch bündnerischer Lieder», eine Sammlung patriotischer Gedichte, die lebhafte Beschäftigung mit der rätischen Geschichte verrieten. Der Verfasser, Rudolf von Salis-Haldenstein, hatte sich, nachdem er aus holländischen Diensten nach Graubünden zurückgekehrt war, eingehenden historischen Studien gewidmet, konnte davon aber nichts veröffentlichen, da er schon im Alter von 31 Jahren starb. Ohne Zweifel bedeutet sein früher Tod einen empfindlichen Verlust für die Erforschung der bündnerischen Vergangenheit[3]. In diesem Zusammenhang muß auch die Darstellung Episcopatus Curiensis in Rhaetia des P. Ambrosius Eichhorn erwähnt werden. Das Werk stand ohne Zweifel auf der Höhe seiner Zeit und spricht für den Fleiß und die kritische Begabung des Verfassers[4]. Das wissenschaftlich Bedeutendste aber hat Rosius a Porta mit seiner Reformationsgeschichte geleistet. Sie ist in Latein geschrieben und konnte deshalb nie die Verbreitung finden, die sie verdient hätte. Mag ihre Haltung altertümlich anmuten, die Darstellung umständlich und glanzlos sein, ihr dokumentarischer Wert wird dadurch nicht beeinträchtigt; a Portas Wahrheitsliebe muß man bewundern, und die Prüfung, der er seine Quellen unterzog, erinnert an die Kritik der Neuzeit[5]. Unter seinen Gönnern nennt er im Vorwort an erster Stelle Ulysses von Salis-Marschlins, der selbst im Seminar Haldenstein Geschichtsunterricht erteilt und in historischen Abhandlungen Stellung zu den politischen Fragen seiner Zeit genommen hat[6]. 1806 ist a Porta gestorben, zu einer Zeit also, da schon die zweite große Epoche bündnerischer Geschichtsschreibung anhebt, die heraufreicht bis in unsere Tage.

Waren die Historiker des 16. und 17. Jahrhunderts Erben des Humanismus, so sind die des 19. umweht vom Geiste der Romantik. Damals hatte man die ferne Antike bewundert, ihre Sprachen gelernt, ihre Dichter sich zum Vorbild genommen und sich bemüht, den römischen Ursprung des eigenen Volkes nachzuweisen. Jetzt versenkte man sich in die nähere Vergangenheit des Mittelalters, dessen geheimnisvolles Dunkel mehr lockte als die Helle Griechenlands und Roms. War der humanistische Geist vorwiegend aus Basel[7], aus dem von allen Gelehrten jener Zeit bewun-

derten und beneideten Hause der Amerbach nach Graubünden gekommen, war es nun Bern, das seinen Einfluß geltend machte. In seinen Mauern erwachte zu Beginn des 19. Jahrhunderts die historische Romantik. Ihrem Geiste sind die Männer verpflichtet, die sich in Graubünden geschichtlichen Studien widmeten. Sie wollten wissen, woher ihr Volk gekommen, wie es gelebt, und wie tief sie selbst in ihm verwurzelt waren. Sie waren stolz auf die große Geschichte des rätischen Freistaates. Aber über den Ruhm des Vaterlandes stellten sie die Wahrheit. Ihr zu dienen, war ihr höchstes Ziel. Was die Chronisten berichtet hatten, widersprach sich oft. Man wollte Gewißheit erhalten und glaubte, diese in den ersten Quellen, den Urkunden, zu finden. Der heilige Eifer, mit dem man das ganze Land nach Pergamenten durchsuchte, die Freude über einen Fund, der einem in die Hände fiel, der kritische Wille, mit dem man ihn prüfte, und ihr unermüdlicher Fleiß erinnern an jene humanistischen Gelehrten, die Jahrhunderte früher nach Norden gekommen waren, um dort in den Klöstern nach Handschriften antiker Herkunft zu forschen.

An der Spitze dieser Bewegung stand Theodor von Mohr. Der Zufall will es, daß der Begründer der modernen Forschung in Graubünden und Ulrich Campell, der erste unter den Chronisten, aus der gleichen Gemeinde, aus Süs, stammen. Mohr ist nicht der einzige Historiker seiner Zeit, aber der tüchtigste und unermüdlichste von allen gewesen, der, dem die späteren am meisten zu Dank verpflichtet sind. Das mag eine Darstellung seines Lebens rechtfertigen. Sicher wird es immer die erste Aufgabe der Forschung bleiben, Denken und Taten jener Größten zu erhellen, die den Gang der Geschichte entscheidend beeinflußt haben. Sie wird daneben aber die weniger Bedeutenden nicht ganz vergessen dürfen, weil auch in ihnen der Geist der Zeiten sichtbar werden kann. Den Menschen als Kind seiner Zeit, als in Übereinstimmung oder im Widerspruch mit seiner Epoche stehend, darzustellen, mag darum die eigentliche Aufgabe einer Biographie sein, die zum Verständnis der Vergangenheit beitragen möchte. Sie ist die intimste Form der Geschichtsschreibung und kann nicht wenig helfen bei der Beantwortung der Frage, um die sich letztlich alle Wissenschaft bemüht: der Frage nach dem Wesen des Menschen.

Ausgangspunkt aller biographischen Studien über Mohr wird immer seine Briefsammlung bleiben, die die bündnerische Kantonsbibliothek vor einigen Jahren käuflich erworben hat. Sie gibt Aufschluß über seine Beziehungen und Hinweise zum Auffinden seiner eigenen Briefe, die über das ganze Land zerstreut in öffentlichen und privaten Sammlungen aufbewahrt werden. Aus den ersten Jahrzehnten seines Lebens hat er selbst nur wenige Papiere hinterlassen. Es wäre kaum möglich gewesen, seine Jugendjahre

darzustellen, wenn nicht einer seiner Freunde alle an ihn gerichteten Briefe Mohrs mit vielen andern eingebunden und spätern Zeiten als kostbares Geschenk hinterlassen hätte[8]. Sie stammen ausnahmslos aus der ersten Hälfte seines Lebens und sind darum doppelt wertvoll; denn — um hier ein Wort des reifen Ranke über die Eigenart des menschlichen Lebens einzufügen, — «das Interesse konzentriert sich meistens im Werden und nimmt ab, sowie das Leben sozusagen zum Geschäft wird»[9].

Mohr ist eine umstrittene Persönlichkeit gewesen. Bei einem Menschen, der jede Halbheit verachtete, der, was er war, immer ganz sein mußte, und unerschrocken seine Meinung äußerte, ist das nicht anders möglich. Oft wurde er gelobt, öfters aber verunglimpft. Das Jahrhundert, das seit seinem Tod vergangen, hat die Leidenschaften gekühlt und vieles vergessen lassen. Manche von jenen, denen seine Werke für ihre Forschungen unschätzbare Dienste geleistet, werden von Mohr kaum mehr als seinen Namen gekannt haben. Auf diesen Blättern soll sein Leben aufgezeichnet und damit der Vergessenheit entrissen werden. Der Verfasser wird sich dabei den Grundsatz Mohrs, daß der historischen Forschung die Erkenntnis der Wahrheit über alles gehen müsse, zu eigen machen. Er hat kein Interesse daran, ihn zu tadeln, und wird sich hüten, ihn über die Maßen zu loben. Er möchte ganz einfach die Geschichte seines Lebens erzählen, und «die Geschichte des Menschen ist sein Charakter».

Nach verschiedenen Seiten hin hat der Verfasser zu danken: in erster Linie den Bibliotheken und Archiven und zahlreichen Helfern, die ihn bei seinen Nachforschungen unterstützt haben. Dann ist er für wertvolle Hinweise seinen ehemaligen Lehrern, Leonhard von Muralt, Fritz Ernst und Anton Largiadèr an der Universität Zürich, Herrn Franz Perret in Ragaz und Frau Dr. E. Meyer-Marthaler in Frauenfeld zu Dank verpflichtet, und nicht zuletzt den Herren Professor Friedrich Pieth, der ihn zu dieser Arbeit ermuntert, und Dr. h.c. Benedikt Hartmann, der ihm mit seinem reichen Wissen immer wieder in der uneigennützigsten Weise geholfen hat.

JUGEND UND STUDIENZEIT

Am 4. Mai des Jahres 1794 wurde im Pfarrhaus zu Süs ein Knabe geboren und wenig später zur Taufe getragen. Es war Theodor Conradin von Mohr. Sein Vater Jakob Conradin, der als Seelsorger in der Gemeinde amtete, war bei der Geburt seines Sohnes 36 Jahre alt. 1780 war er zu Felsberg in die Synode aufgenommen worden. In den folgenden Jahren stand er der Kirchgemeinde Pontresina vor und war von 1784 an Pfarrer in Süs. Dort hatte er auch seine Gemahlin Ursula kennen gelernt, eine Tochter des Landammann Ulrich von Mohr und der Sara von Planta «vom Turm». Nachdem sie sich im November 1791 das Versprechen zur Ehe gegeben, zeigten sie ein Jahr später öffentlich ihre Verlobung an und ließen sich am 4. März des Jahres 1793 trauen[1]. Von seiner Mutter spricht Theodor von Mohr selten. Nach den Aufzeichnungen seines Sohnes Conradin aber muß es eine lebhafte, gemütvolle und geistig sehr lebendige Frau gewesen sein, die mit unendlicher Güte für ihre Enkelkinder sorgte, nachdem diese ihre Mutter früh verloren hatten[2]. Sie überlebte ihren Gatten um 17 Jahre und starb am 13. Juni 1847. Mohrs Vater war nicht ohne wissenschaftliche Bildung in das kirchliche Amt eingetreten. Ihm war ein klares Denken eigen, das aber niemals die Stimme des Herzens erstarren ließ. Er war hilfsbereit und gütig gegen jedermann, und wer ihn kannte, wußte um seine Redlichkeit. Im kraftvollen Glauben an den Erlöser hat er gelehrt und auf ihn vertrauend sein Leben gelebt und beschlossen[3]. Seinem Sohne war er ein Vater voller Güte, manchmal vielleicht auch dem einzigen Kinde gegenüber zu nachsichtig und geduldig.

Das Geschlecht der von Mohr war seit Jahrhunderten im Engadin heimisch. Theodor sieht in einem Egenus de Ceron, der 1219 als bischöflicher Ministeriale erwähnt wird und auf dem Mohrenturm zu Zernez saß, den ältesten bekannten Vorfahren[4]. Im 15. Jahrhundert spaltete sich die Familie in verschiedene Zweige auf, von denen die katholische Malserlinie, aus der der Churer Bischof Joseph von Mohr hervorgegangen, und die protestantische Süserlinie, von der manche Glieder als reformierte Geistliche gewirkt haben, bis in die neueste Zeit heraufreichen[5]. Zu der letzteren gehörte auch Theodor von Mohr. Seit Menschengedenken hatte seine Familie im Engadin gewohnt und war dort verwurzelt, bis das stürmische Ende des 18. Jahrhundets in die

letzten Alpentäler hinein seine Wellen warf und die von Mohr vorübergehend daraus vertrieb.

Im Oktober 1798 rückten kaiserliche Truppen in Graubünden ein, um sich für die kommenden Kriege mit der Französischen Republik eine günstige Ausgangsposition zu schaffen. 4000 Mann überschritten unter Auffenberg die Luziensteig. Gleichzeitig erschienen im Engadin österreichische Infanterie und Kavallerie und bezogen in den Dörfern Quartier[6]. Mitte Dezember kamen Truppen auch nach Süs. 50—60 Mann wurden in jedem Hause einquartiert und die Bevölkerung gezwungen, ihnen Lebensmittel bis in die Alpen hinaufzutragen. Während des ganzen Winters blieben die Detachemente im Engadin[7]. Im März 1799 aber trat Lecourbe auf den Plan, der Graubünden in kurzer Zeit von den Österreichern befreite und die Kaiserlichen aus dem Engadin verjagte. In Chur wurde durch Masséna eine provisorische Regierung eingesetzt, die den Anschluß Graubündens an die Helvetische Republik vollzog[8].

Die Franzosen stützten sich in erster Linie auf die ihnen ergebene Patriotenpartei[9]. Zu ihr zählte sich auch Vater Mohr. Politisierende Geistliche waren auch damals in Graubünden keine Seltenheit. Zu den verwegensten unter ihnen gehörte Heinrich Bansi, der mit einigen andern an der Spitze der patriotischen Bewegung stand[10]. Auf seine Gemeinde hat Mohr allem Anschein nach entscheidenden politischen Einfluß ausgeübt; denn unter den elf Gemeinden, die sich Ende Juli 1798 für einen Anschluß an die Schweiz ausgesprochen hatten, figurierte auch Süs, und als daraus nichts wurde, folgte es dem Aufruf von Maienfeld und Malans, sich als einzelne Gemeinde der Eidgenossenschaft anzuschließen[11]. Mitte April sprach Pfarrer Mohr als Depurtierter von Süs bei der provisorischen Regierung in Chur vor und verwendete sich für die Versorgung der Gemeinde mit Lebensmitteln[12]. Kaum war er wieder ins Engadin zurückgekehrt, brach über ihn und seine Familie das Unglück herein, dem seine politische Stellung gerufen hatte. Der Sieg der Franzosen war glänzend, aber nicht von Dauer gewesen. Nach wenigen Wochen schon erschienen wieder die Österreicher. Der Boden begann für die Patrioten heiß zu werden. Masséna hatte angebliche Freunde des Kaisers als Geiseln verhaften und deportieren lassen[13]. Wenn nun die Österreicher, was wahrscheinlich erschien, dasselbe tun wollten, mußten sie die Patrioten festnehmen. Diese hatten also zwischen Flucht und Deportation zu wählen. Auch Pfarrer Mohr blieb nichts anderes übrig, als mit Frau und Kind zu fliehen. Da man seiner nicht habhaft werden konnte, holten die Österreicher, die unter Bellegarde ins Engadin einrückten, sein in Süs zurückgelassenes Vieh aus den Ställen und schlachteten es auf dem Dorfplatz. Als die

Fliehenden die Obere Straße nach Chur herunter kamen, sahen sie Tamins, das die französischen Truppen in Brand gesteckt hatten, in Flammen stehen. Auf dem direktesten Wege retteten sie sich in die Schweiz[14].

Obschon die helvetische Regierung alles tat, was in ihrer Macht stand, um das Los der bündnerischen Flüchtlinge zu erleichtern, war ihr Leben nicht beneidenswert, und keine Hilfe kann den Verlust des Vaterlandes ersetzen. Die Spuren Mohrs haben die Stürme der Zeit verweht. Nur über kurze Strecken hin sind sie erhalten geblieben. Ein Laissez-Passer, der für ihn angefertigt wurde, verrät seine Absicht, «d'aller à Bienne et autre lieu de France». Schon in diesem sicher unbedeutenden Dokument spiegelt sich trefflich der Geist der Helvetik. Es ist gesiegelt und gezeichnet vom «Sous-préfet du District de Berne», darauf vom «Préfet national du Canton de Berne», und an dritter Stelle bestätigt am 10. Juni der «Ministre des relations extérieures de la République Hélvétique, une et indivisible», daß Siegel und Unterschrift der beiden Präfekten authentisch seien. Doch genügte das immer noch nicht. Das Papier wurde erst rechtskräftig, als nach längerer Wartezeit am «22 Prairial an 7ième» der «Ministre Plénipotentiaire de la République Française» mit seiner Signatur Siegel und Unterschrift des helvetischen Außenministers beglaubigt hatte[15]. Wie verschiedene andere Bündner trat auch Mohr für einige Zeit in den Staatsdienst, allerdings in sehr untergeordneter Stellung; denn für Theologen hatte die helvetische Regierung keine Beschäftigung. Aber ihre Bürokratie brauchte Schreiber, und da Pfarrer Mohr eine schöne Handschrift schrieb, wurde er als Kopist eingestellt[16]. Lange dauerte diese Tätigkeit nicht. Im Jahre 1800 erscheint er als Pfarrer von Mühlehorn im Kanton Glarus. Vorübergehend war er allem Anschein nach für kurze Zeit in Graubünden. Mit einem Pferd und einem Wagen, auf den er Frau, Kind und seinen gesamten Hausrat lud, zog er im Land umher, bis er 1802 in Netstal Pfarrer wurde, womit sein Flüchtlingsleben ein Ende nahm[17].

Für Theodor von Mohrs Zukunft wurde es von ausschlaggebender Wichtigkeit, daß sein Vater 1807 Netstal verließ und als Geistlicher in den Kanton Bern gewählt wurde. Dadurch wurde dem Knaben die Möglichkeit gegeben, an der Berner Akademie zu studieren. Um seine dortige Pfründe wird den Vater Mohr allerdings niemand beneidet haben; denn Abläntschen, das er zu betreuen bekam, ist das abgelegenste Dorf der Welt. Es liegt am obern Ende des Jaunbaches und gehört geographisch zu Freiburg, politisch aber zu Saanen. Seit der Reformation hatte der Pfarrhelfer in Saanen auch Abläntschen zu versehen. Dort mußte er

jeweils bei einem Bauern schlafen und seine Nahrung selber in einem Sack mit sich tragen. Lag tiefer Schnee, konnte er Monate lang seine Gemeinde nicht aufsuchen. Seit 1668 amtete deshalb als Seelsorger und Schulmeister zugleich ein Kandidat der Theologie aus Bern, der sich jeweils gleich bei seiner Ankunft für den ganzen Winter mit Lebensmitteln eindecken mußte, wenn er nicht in arge Not geraten wollte. Erst 1704 wurde Abläntschen zu einer selbständigen Kirchgemeinde erhoben und erhielt einen eigenen Pfarrer[18]. Begehrt war diese Strafpfarre allerdings nie. Als die Stelle 1807 neu zu besetzen war, meldete sich auf die beiden ersten Ausschreibungen des Kleinen Rates hin niemand. Man konnte deshalb zur Wahl eines Fremden oder eines Beneficarius schreiten[19]. Der einzige Bewerber war Jakob Conradin von Mohr. Man verlangte Heimatschein und Konsekrationszeugnis von ihm und sicherte ihm ein Umzugsgeld von 400 Franken zu[20]. In einem Schreiben machten «Schultheiß und Rath des Kantons Bern» von der Wahl des Herrn Mohr Mitteilung und befahlen, «allen Unsern Zollbeamten bemelt Herrn J. C. Mohr Hausgerät zollfrei und ungehindert durchpassieren zu lassen: wie Wir denn auch sämtliche Hohe Mitstände, über deren Territorium dieses Hausgerät geführt werden muß, mit gegenwärtigem, unter Anerbietung der Reciprocität, um eine ähnliche Vergünstigung zu Handen des Herrn Mohr ersucht haben wollen»[21]. Im September übernahm er sein Amt in Abläntschen, nachdem seit der Abreise seines Vorgängers der Schulmeister Gebet und Kinderlehre gehalten[22]. Bis in den Sommer 1811 hinein blieb Mohr dort. Ende August übernahm er das Predigeramt in Guggisberg und ließ seine Stelle einem andern Bündner, Luzius Heinrich von Igis, der bis dahin Vikar in Guggisberg gewesen war[23]. Nach acht Jahren kehrte er im November 1819 nach Süs zurück und war dort noch während eines Jahrzehnts Seelsorger. Die Synode übertrug ihm das Amt eines Quästors, das er schon 1796 bekleidet hatte. Er starb im Jahre 1830 und wurde in der Kirche zu Süs begraben.

Während mehr als eines Jahres lebte Theodor in dem abgelegenen Abläntschen. Er hatte nun sein 14. Altersjahr erreicht, und es war Zeit, daß er an einer Schule Unterricht erhielt. So verließ er im Herbst 1808 das elterliche Haus und ging nach Bern.

Dort trat er in die zweite Klasse des Gymnasiums ein, das den elementaren Unterricht abschloß und auf den Besuch der Akademie vorbereitete[24]. Sein Vater hatte ihm den ersten Unterricht gegeben, der aber den Anforderungen der Schule nicht voll genügte. Seine Leistungen im Latein gelten als schwach. Mit dem Griechischen fängt er erst an, in Geographie und Naturgeschichte weiß er wenig, und die Mathematik ist ihm völlig unbekannt. Aber Mohr ist fleißig, und die späteren Monatszeugnisse sind

befriedigend. In den alten Sprachen macht er bald Fortschritte; auch in der Mathematik läßt er sich gut an, und wo die Leistungen nicht ganz genügen, berechtigt sein Eifer zu Hoffnungen. Mit «brav», «fleißig» und «gesittet» charakterisieren die Lehrer sein Verhalten. Sie schätzen sein Ehrgefühl und rühmen die gewissenhafte Erfüllung seiner Pflichten. Wenn ab und zu ein Monatszeugnis weniger gut ausfällt, und man über seine Unruhe, Schwatzhaftigkeit und Zerstreutheit klagt, sind dies allgemeine Erscheinungen, die auf seine Entwicklung zurückzuführen sind oder sich daraus erklären lassen, daß das Leben der Stadt den Knaben vom Lande allzusehr in Anspruch nahm. Die aufsteigende Linie seiner Leistungen wird dadurch nicht auf die Dauer unterbrochen, und die Sympathie der Professoren geht ihm nicht verloren. Seine Fortschritte sind beträchtlich. Nach einem Jahr gehört er zu den Ersten in der Klasse, gilt als «vorzüglich wohlgesittet» und «musterhaft in seinem Betragen». «So ungern der unterzeichnete Lehrer strafende Zeugnisse gibt, so sehr freut es ihn, diesem Schüler seinen unbedingten Beifall beweisen zu können», heißt eine Eintragung aus dem Jahre 1809, und wenn ein anderer Lehrer dazu bemerkt, daß er Mohr «nicht das nämliche Lob erteilen» könne, so steht er mit seiner Rüge allein, und eine Zeugnisnote kann unter Umständen nicht nur über den Schüler, sondern auch über den Lehrer selbst Auskunft geben. Denn bald wird Mohr zum Chef der Klasse bestimmt und versieht sein Amt zur allgemeinen Zufriedenheit[25].

Nach zweijähriger Schulzeit am Gymnasium trat Mohr in die philosophische Fakultät der Akademie über. Wiederholte Klagen der Professoren über mangelhafte Vorbereitung der Kandidaten, besonders über ihre dürftigen Lateinkenntnisse, hatten die Kuratel inzwischen veranlaßt, den Lehrgang der philosophischen Fakultät um ein weiteres Jahr auf drei auszudehnen. Dementsprechend wurde die ganze Studienzeit verlängert[26]. Das bewog Vater Mohr, der als Pfarrer von Abläntschen nur ein unbedeutendes Einkommen besaß, seinen Sohn nach Basel auf die Universität zu schicken, wo er schneller und damit billiger sein Studium zum Abschluß hätte bringen können. Am 3. Oktober 1810 immatrikulierte sich Theodor dort und entrichtete die übliche Gebühr von 20 Batzen[27].

Allein Vater Mohr hatte die Rechnung ohne die Kuratel gemacht. Der Prorektor machte ihr pflichtschuldig Anzeige von dem Austritt des «Stud. Theol. inf. Theodor Mohr, aus Bündten»[28], und sie selbst unterbreitet die Angelegenheit dem Rat. Sie begrüße es, stellt sie fest, wenn die Studenten andere Lehranstalten aufsuchten, und möchte vom Besuche fremder Universitäten nicht abhalten. Im vorliegenden Falle verhielten sich aber die Dinge

anders. Der Kandidat hätte die Akademie verlassen, um auswärts schneller und ohne gründliches Studium die Konsekration zu erhalten. In zwei Jahren wäre das den Studenten möglich. Sie könnten dann in der Zeit, die zwischen dem früheren Abschluß ihres Studiums und der Aufnahme ins Ministerium liege, in fremdem Kirchendienste zubringen und trotzdem mit ihren ehemaligen Kommilitonen ins Ministerium eintreten. Einen solchen Mißbrauch wollte sie nicht einreißen lassen; denn dadurch würden die Studenten, die an der Akademie dem Studium die erforderliche Zeit widmeten, entmutigt und nach und nach dem Ministerium lauter untüchtige Glieder zugeführt. Sie ersuche deshalb den Rat, eine Verordnung zu erlassen, die allen jenen die Aufnahme ins bernische Ministerium unmöglich mache, die die Akademie vor dem Abschluß ihrer Studien verlassen und auswärts die Konsekration erhalten hätten. Damit sich aber im vorliegenden Falle diese Verfügung nicht rückgreifend auswirke, möge man den Vater des Kandidaten davon unterrichten und ihm gestatten, seinen Entschluß rückgängig zu machen[29]. So mußte Mohr Basel nach kurzem Aufenthalt verlassen und nach Bern zurückkehren.

Die philosophische Fakultät nahm innerhalb der Akademie eine recht unbedeutende Stellung ein. Sie war nichts anderes als eine Vorstufe für die theologische Fakultät, was schon in ihrer Benennung «untere Akademie» und später gar «untere Theologie» deutlich zum Ausdruck kam. Zum medizinischen oder juristischen Studium wurde jeder zugelassen, der das 17. Altersjahr erreicht, lesen und schreiben konnte und mit den Anfangsgründen des Latein einigermaßen vertraut war. Dagegen war der Eintritt in die Theologie nur jenen möglich, die während dreier Jahre die philosophische Fakultät besucht und in einer Prüfung über ihre Kenntnisse Rechenschaft abgelegt hatten. Die juristischen und medizinischen Institute wurden als quantité négligeable behandelt, und einige Zeit trug man sich mit dem Gedanken, sie aufzuheben und die nötigen Ärzte und Juristen im Auslande mit Stipendien schulen zu lassen. Überhaupt wurde die Akademie als Berufsschule betrachtet und nicht als Stätte wissenschaftlicher Forschung[30].

Ein eigentliches Studium erlaubte nur die theologische Fakultät. Sie stand an der Spitze der Akademie. Ihre Stellung wurde auch äußerlich betont, indem man an altertümlichen Formen festhielt, so daß sie sich innerhalb der Akademie wie ein Stück Vergangenheit ausnahm. So war für die Theologiestudenten schwarze Kleidung vorgeschrieben, für die Professoren gar das Tragen von Mantel, Rabatt und Degen. Dafür bezogen sie auch ein höheres Gehalt als ihre Kollegen von den andern Fakultäten. An dem allgemeinen Recht auf Bildung, dem Erbe der Helvetik, wagte man nicht mehr zu rütteln. Für die Theologen wurde aber

insofern eine Ausnahme gemacht, daß sie ehelicher Geburt sein mußten. Auch bestand für sie das Heiratsverbot. Man kannte weder Lehr- noch Lernfreiheit. Den Theologen war ein fester Stundenplan vorgeschrieben, und der Besuch der Vorlesungen wurde kontrolliert, während die Studenten der andern Fakultäten, obschon sie jünger waren, ihre Kollegien frei wählen konnten. Es war für die Studenten kein Trost, daß es ihren Lehrern nicht besser erging. Diesen wurde vorgeschrieben, was sie zu lehren hätten, und ihre Kollegien wurden durch den Prorektor beaufsichtigt. Man glaubte, in der Kontrolle der Professoren könne man nicht achtsam genug sein. Über der ganzen Akademie waltete eine strenge und pedantische Disziplin, die sich eher lähmend als befruchtend auswirkte. Der Kanzler Mutach, der auf Lebenszeit gewählt war, regierte sie mit eiserner Strenge und monarchischer Machtvollkommenheit. Aber ohne diese Strenge wäre es unmöglich gewesen, aus dem Chaos, das die Helvetik zurückgelassen, etwas Geordnetes zu schaffen.

Streng und altertümlich wie die Form war auch der Geist, der in der theologischen Fakultät herrschte. Verzweifelt klammerte man sich an das Gerüst der konfessionell gebundenen Orthodoxie, um nicht den letzten Halt zu verlieren. Doch war diese verdorrt und zu schwach, um neues Leben hervorzubringen. Den Suchenden konnte sie nichts geben. Sie wandten sich von ihr und standen in der Ungewißheit einer Zeitenwende. Schleiermacher hatte die für viele erlösenden Worte noch nicht gesprochen. — Es kann deshalb nicht überraschen, wenn die Jugend, die das Mißgeschick hatte, in diesen Jahren der religiösen Erstarrung Theologie studieren zu müssen, sich aus den Mauern der Akademie hinaussehnte und selber nach neuen Wegen suchte. Das eigentliche geistige Leben der Studenten spielte sich außerhalb der Hörsäle ab, und darum muß jede Geschichte der Akademie, die sich nur auf ihre offiziellen Akten stützt, ein einseitiges, zum mindesten unvollständiges Bild ergeben.

Während seiner Studienjahre lebte Mohr bei Pfarrer Jeremias L'Orsa. Dieser stammte aus Silvaplana und stand der Brüdergemeinde nahe, bei der er in Neuwied seine Ausbildung erhalten hatte. Lange Jahre hatte er in Niederhallwyl die Stelle eines Haushofmeisters bekleidet und dort ab und zu für den kranken Ortsgeistlichen gepredigt. 1796 bewarb er sich, obschon er Bündner war, um diese Pfarrei. Der Konvent war angesichts des großen Mangels an Kandidaten gezwungen, das Gesuch eines Fremden zu empfehlen. Der Rat gab seine Einwilligung dazu nur ungern und knüpfte die Bedingung daran, daß der Kandidat von vornherein darauf verzichte, je eine der besten Pfarreien zu erhalten.

Damit wollte L'Orsa sich nicht einverstanden erklären und kehrte nach Graubünden zurück. Aber schon wenige Jahre später wählten ihn die Berner an die Nydeckkirche[31]. Neben seinem Pfarramt führte er eine ziemlich große Pension. Im Pfrundhaus hatte er Studenten untergebracht, in seinem eigenen Hause führte er ein Mädcheninstitut. Die Mehrzahl der Pensionäre waren Bündner, die sich ab und zu in heiterem Kreise zusammenfanden[32].

Dort lernte Mohr mehrere seiner Landsleute kennen. Pathetisch, aber nur von kurzer Dauer, war seine Freundschaft mit Matthias Walser aus Seewis i. P., der sich juristischen Studien widmete und nach einem Aufenthalt in Heidelberg sich in seiner Heimatgemeinde als politischer Vertrauensmann betätigte und schließlich auch zum Amt des Bundeslandammanns des Zehngerichtenbundes und Abgeordneten zur Eidgenössischen Tagsatzung aufstieg[33]. In Bern schwuren sich die beiden ewige Treue. Aber noch ehe Walser nach Heidelberg übersiedelte, ging der Bund in die Brüche. Die beiden hatten sich für einander verantwortlich gefühlt und wollten sich gegenseitig zurechtweisen. Walser kritisierte Mohrs Studienmethode, sein ewiges Schwanken und Beinichtsbleiben. Mohr seinerseits machte dem kraftüberschäumenden und burschenschaftlich angehauchten Walser Vorstellungen wegen seiner Lebensführung. Beide hatten ihren Tadel zu Recht geübt, allein so unüberlegt und arrogant, daß jeder tief beleidigt und verletzt war und für den andern nur noch Schimpfworte übrig hatte. «Freundschaft unter Bösen ist ein leerer Name», bemerkt dazu Rud. Conrad von Baldenstein, ein weiterer Bündner aus der Pension L'Orsa, der Mohr nicht besonders gewogen war[34].

Weit erfreulicher war seine Begegnung mit Otto Carisch aus Sarn am Heinzenberg. Mohr schloß sich dem bedeutend älteren Bauernsohn an; denn unter seinen Studienkollegen war er, nicht an Jahren, aber dem Wesen nach einer der Jüngsten, und konnte an dem reiferen, in seinen Ansichten schon gefestigteren Carisch eine Stütze finden. Die Lebensgeschichte dieses liebenswürdigen Menschen, der sich als Lehrer an der Kantonsschule in Chur, als Pfarrer im Puschlav und durch seine philologischen Arbeiten große Verdienste um Graubünden und die romanische Sprache erworben hat, ist in jüngster Zeit durch Benedikt Hartmann aufgezeichnet worden. Carisch ist der einzige, mit dem Mohr bis an sein Lebensende befreundet geblieben ist. Erst kurz vor seinem Tode sind ihre Beziehungen erkaltet, weil Mohr sich in finanziellen Angelegenheiten gegenüber seinem Freunde nicht loyal verhielt und Carisch ihm auch den Übertritt zur katholischen Kirche nur schwer verzeihen konnte[35].

Carisch und Mohr gehörten einem Kreise junger Berner Studenten an, den man, ohne sich dabei einer Übertreibung schuldig zu machen, als auserlesen bezeichnen darf. Er weist eine Reihe vortrefflicher Begabungen auf, die sich später als Wissenschafter, Theologen oder Staatsmänner einen Namen gemacht haben. Es hat einen eigentümlichen Reiz, in den Briefen dieser hoffnungsvollen und schreibseligen Jugend zu lesen; denn, wie Goethe sagt, lieben wir das Mädchen so, wie es ist, im Jüngling aber die Erwartungen, die sein Wesen uns zu hegen berechtigt. In diesen Briefen nun können wir die Hoffnungen hegen und zugleich wissen, in welchem Maße sie begründet sind.

Zu den Freunden, die mit Mohr für alles Schöne empfänglich waren, mit denen er geträumt, geschwärmt und sich für hohe Ideale begeistert, gehörten Robert von Erlach, Friderich Stettler, später Professor der Rechte in Bern, die Brüder Bernhard und Samuel Studer, Baggesen, Carl Wyß, der 1827 als Professor an die Akademie gewählt wurde, dessen Bruder Rudolf, der Jurist, der früh verstorbene und von allen betrauerte August Steck, Joh. Friedrich Ith, Sohn des Professors Ith, Rud. Fetscherin, der nachmalige Regierungsrat, Friedrich Langhans, der spätere Seminardirektor, und schließlich Albert Bitzius, unser Dichter Jeremias Gotthelf.

Erfreulich waren Mohrs Beziehungen zu Robert von Erlach, mit dem er sich gut verstand, obschon er politisch ins andere Lager gehörte. Während Mohr dem Sturze Napoleons nur mit Wehmut zusehen konnte und von dem Sieg der Alliierten eine Restauration der Aristokratie befürchtete, machte Erlach als Kommandant einer Artillerieabteilung den Zug nach Morteau mit, um sich an Frankreich, dieser «nation indigne de vivre sur la terre», für den Tod seines Vaters Karl Ludwig zu rächen, der 1798 bei Ober-Wichtrach ermordet worden war[36]. Seine Stellung zu Frankreich war allerdings mehr persönlich gefärbt, und weniger durch weltanschauliche Motive bedingt. Mohr und Erlach haben sich später öfters wiedergesehen und sind miteinander lange Zeit in Briefwechsel geblieben. 1836 ist Erlach Mohrs Sohn Heinrich auch Pate gestanden[37].

Die führenden Köpfe des ganzen Kreises waren Baggesen und Bernhard Studer. K. A. R. Baggesen war der Sohn des dänischen Dichters und Philosophen Jens Baggesen und einer Enkelin Albrecht von Hallers. Er war ein ausgesprochenes Sprachtalent. Die Briefe des Zwanzigjährigen schon sind stilistisch meisterhaft geschrieben. Das Französische ist ihm zur zweiten Muttersprache geworden, Lateinisch liest er wie deutsch, und das Griechische macht ihm nicht die geringste Mühe. Daneben lernt er Englisch und Dänisch. Anfänglich glaubte er, zum Dichter geboren zu sein,

und wollte den Spuren seines Vaters folgen, mußte sich dann aber von seiner ungenügenden Begabung überzeugen und begnügte sich in spätern Jahren damit, in den «Alpenrosen» Gelegenheitsgedichte erscheinen zu lassen. In der Akademie zählte er zu den Besten, und mehrmals verfaßte er die ersten Preisschriften, die alljährlich auf das Schulfest ausgeschrieben wurden. Nach vorübergehenden Zweifeln und kurzer Lehrtätigkeit kehrte Baggesen unter dem Eindruck Schleiermachers zum geistlichen Amte zurück und wurde als Münsterpfarrer eine der führenden Gestalten in der Berner Kirche des 19. Jahrhunderts[38]. Besonders zu Baggesen fühlte sich Mohr hingezogen. Er nennt es in spätern Jahren ein Glück, daß er seine «zartfühlende Seele» habe lieben können, zu einer Zeit, da er ihrer am meisten bedurft habe[39]. Ihn fragte Mohr um Rat, wenn er in Studienschwierigkeiten geriet, und Baggesen bemühte sich, ihn in gemeinsamer planvoller Arbeit auf einen geordneten Weg zu führen. Er war stolz, wenn er auf Mohr wirken konnte, und hoffte auch dann noch, daß etwas Rechtes aus ihm werde, wenn die andern diese Hoffnung schon aufgeben wollten[40].

Der Kühlste und Kritischste unter allen war Bernhard Studer. Seine Briefe sind nüchtern und überlegt geschrieben; Schwärmen ist nicht seine Sache. Früh bricht bei ihm seine mathematische Begabung durch. Seit Generationen waren aus seiner Familie Theologen hervorgegangen. Der Vater Samuel Studer lehrte an der Akademie praktische Theologie. Bernhard brach mit der Tradition. Nachdem er sein theologisches Examen bestanden hatte, bestieg er zum ersten- und zugleich zum letztenmal die Kanzel. Er wandte sich ganz dem naturwissenschaftlichen Studium zu, besuchte die Hochschulen von Göttingen und Paris und übernahm später die Professur für Geologie an der Universität Bern[41]. Die Wesensart Studers war zu sehr verschieden von der Mohrs, als daß sich zwischen den beiden eine dauernde Freundschaft hätte entwickeln können. Studer nahm Anstoß an der pathetisch-gefühlvollen Art Mohrs und verspottete sie, oft heftiger als ihm lieb war. Mohr konnte zwar den «in die höhern Regionen menschlichen Strebens und menschlichen Wissens auffliegenden Geist» Studers bewundern, ihm aber nicht folgen[42]. Überhaupt war er immer mehr Empfangender als Gebender, und das mag mit ein Grund sein, daß sich — Carisch ausgenommen — keine dieser Freundschaften auf die Dauer erhalten hat.

Der Name Albert Bitzius taucht in der Korrespondenz um Mohr nie auf. Auch Gotthelf erwähnt Mohr in seinen Briefen, wenigstens soweit sie veröffentlicht sind, nicht. Dagegen erzählt er von Studenten, die Mohr zu seinen Freunden zählt, von Langhans, Steck, Fetscherin, und Bernhard Studer ist sein jugendlicher

Mentor, dem er später nach Göttingen von seinen Sorgen und Nöten schreibt[43]. Da Gotthelf bei Studers Eltern wohnte, dürfte er durch diesen in den Freundeskreis eingeführt worden sein[44]. Bitzius hat sich dort nicht hervorgetan. Das mag davon herrühren, daß er drei Jahre jünger war als die meisten andern; denn in der Jugend zählen die Jahre dreifach. Nachdem Mohr und seine Altersgenossen die Akademie verlassen, hat auch Gotthelf seine Rolle unter den Studenten gespielt. Ohne Zweifel haben sich die beiden gekannt. Für uns ist dieses Zusammentreffen auch darum interessant, weil Gotthelf *der* Studiengenosse ist, dessen Jugendjahre am eingehendsten untersucht worden sind. Alle wesentlichen Strömungen, die sein Inneres durchfließen, haben — wenn man von der Begegnung mit Schleiermacher absieht — auch Mohr berührt. Die beiden sind im selben geistigen Klima aufgewachsen.

Unter der Führung Studers und Baggesens, die sich, sicher mit Recht, als den Kern der Akademie betrachteten[45], schlossen sich die befreundeten Studenten zu einem Verein zusammen, der sich die «Ausbildung des Geistes» und die «Stärkung der sittlichen Kraft» zum Ziele setzte[46]. Er sollte eine «Pflanzschule gebildeter, edler Männer werden, die gegen die herrschenden moralischen Übelstände kämpfen sollte»[47]. An jugendlich-kühnen Plänen fehlte es nicht. Man dachte daran, diesen Kreis allmählich zu einer schweizerischen Künstler- und Gelehrtengesellschaft auszuweiten, zu der jedes Mitglied an seinem spätern Wohnorte Zweigvereine hätte gründen sollen, die durch das Band der Freundschaft zusammengehalten worden wären. In dem Willen, der Welt und dem Vaterland zu dienen, und in der Abneigung gegen die Theologie fanden sich die enttäuschten Studenten zusammen. Ihre Empörung richtete sich in erster Linie gegen die Organisation der Akademie. Der Kollegienzwang, der, wie erwähnt, strenge gehandhabt wurde, bedeutete einen Zeitverlust, und da alle, der Tüchtige wie der Ungelehrte, die zur Formsache gewordenen Examina bestanden und «wohlehrwürdiger Herr» werden konnten, fehlte jeder Ansporn zu gewissenhafter Arbeit. Einzig die Stipendien, die man an Begabte zum Besuche auswärtiger Universitäten ausrichtete, ließ man gelten[48].

Aber auch vom Studium selbst zeigt sich keiner befriedigt. Immer wieder fühlt sich ihre natürliche Religiosität durch die künstliche Theologie verletzt. Ihr Protest gegen die Theologie ist ein Bekenntnis zum Glauben. Alle wollen deutlich zwischen Theologie und Religion unterscheiden, nennen diese eine Sache des Gefühls und beschimpfen mit dem Wort «Theologe» ihre Lehrer, die die Bibel nicht fühlten sondern verdrehten, mißdeuteten und mißbrauchten, «um ihre morschen und kalten

Systeme zu stützen und zu beleben». Die Bibel wird verehrt, die Exegese verabscheut. «Es ist, wie wenn ich Homers göttliche Gesänge zuerst griechisch, dann französisch in kalter Prosa läse.» «Religion» erfüllt ihr Herz mit Wärme, «Theologie» läßt sie kalt[49]. Christus bedeutet dieser Jugend wenig. Sie spricht selten von ihm und nie als vom Sohne Gottes oder dem Erlöser. Das Problem der Sünde stellt sich ihr nicht. Von der Theologie in höchstem Grade enttäuscht, kehrt ihr einer nach dem andern den Rücken; vorübergehend Carisch, Baggesen und Gotthelf; für immer Studer, Mohr, Erlach und Carl Wyß. Jeder, der einen andern Weg einschlägt, heißt indirekt den eigenen Schritt gut, und mit hämischer, fast ans Frivole grenzender Genugtuung beglückwünscht man sich gegenseitig zum gefaßten Entschluß; denn deutlicher konnte man gegen den Geist der Akademie nicht protestieren. Ab und zu werden allerdings auch andere, versöhnlichere Töne angeschlagen, so, wenn Baggesen schreibt: «So groß, so heilig mir daher der Beruf vorkömmt, Lehrer des Volkes, Führer zu Gott zu sein, so wenig wird mein Ehrgeiz angespornt, jemals ein Theolog, wie sie nun sind und gewiß nicht sein sollten, zu werden»[50]. Man beginnt zu ahnen, daß man auch in anderem Geiste Pfarrer sein könne. Nur weiß man nicht wie. In Schleiermacher, den sie in seinen Schriften oder in Berlin an der Universität später persönlich kennen lernten, fanden sie dann ihren Lehrer und Führer. Mochten sie in spätern Jahren, wie Carisch, die Konsequenz seiner Theologie in liberalem Sinne ziehen, oder sich von ihr wegwenden, wie Baggesen[51], der Begründer des neuen theologischen Zeitalters hatte auch zu ihnen gesprochen und ihnen die Möglichkeit gegeben, «als Theologe mit gutem, nicht mit gebrochenem Gewissen zugleich ganz und gar Mensch zu sein»[52].

In ihrem Verein sind die Studenten auf sich allein angewiesen. Sie haben niemanden, der sie leitet, und müssen sich selber ihre Wege bahnen. Ihr Wissen trägt denn auch deutlich autodidaktische Züge, ist etwas wild gewachsen, aber um so tiefer in ihnen verwurzelt. Sie haben nichts mechanisch eingepaukt, sondern sich alles selber durchdenkend erworben und wollen überhaupt nur das lernen, was zum Herzen spricht. Um der Gefahr der Zersplitterung, die über allem Autodidaktentum schwebt, zu entgehen, stellen sie Arbeitspläne auf, in denen sie die Tage, Wochen, ja Monate zum voraus genau einteilen, und den einzelnen Fächern eine bestimmte Zeit zumessen. Sie legen sich diese gegenseitig zur Begutachtung vor und tauschen ihre Erfahrungen aus. In der Gesellschaft herrschten ernster Arbeitswille und reger geistiger Kontakt. Von studentischem Treiben hört man wenig, und gegen den burschikosen Ton, der von den deutschen Universitäten herkommt, will man sich energisch zur Wehr setzen. Man widmet sich in

erster Linie der deutschen und französischen Literatur, liest gemeinsam Racine, Schiller, versucht mit Hilfe der Fußnoten Klopstock zu verstehen, rezitiert aus der Edda. Häufig wird von Wieland gesprochen, ab und zu von Jean Paul, mit Begeisterung von Wilhelm Meister. Durch ihn wird man auf Shakespeare aufmerksam. Man möchte den Hamlet kennen lernen, kann aber lange keine Texte finden. Doch über allen steht Joh. von Müller. Auch die Musik wird gepflegt, auf dem Klavier Mozart vorgetragen, und Baggesen bläst die Flöte, das bevorzugte Instrument jener sentimentalen Zeit.

In diesen Jahren treten die Studenten in Beziehung zur zeitgenössischen deutschen Philosophie. Es kommt aber zu keiner ernsthaften Auseinandersetzung und bleibt bei einer oberflächlichen Bekanntschaft, die keine fühlbare Wirkung hinterläßt. Man liest in den beiden Kritiken von Kant. Von Fichte sind nur die für ein breiteres Publikum verfaßten Schriften «Über die Bestimmung des Menschen» und die «Bestimmung des Gelehrten» bekannt. Man sucht überall, bleibt bei nichts lange und hat weder Energie noch Lust, ein System auf den Grund zu studieren. Darüber sind sie sich selber im klaren und zählen sich weder zu den Fichtianern noch Kantianern noch Identitätsphilosophen[53]. Die «Systemerfinder» erinnern sie allzusehr an die orthodoxe Theologie, und sie werden ein Unbehagen gegen sie nicht los[54]. Mohr hat Zeit seines Lebens zur Philosophie kein positives Verhältnis gefunden. Als er Baggesen seinen Arbeitsplan zur Begutachtung vorlegte, vermißte dieser darin das Studium der Philosophie, sah das allerdings nicht als großen Mangel an, da sie ihm doch nicht liege. In einem Briefe Mohrs an Carisch ist seine Lektüre des philosophischen Romans «Julius und Evagoras» bezeugt[55]. Der Begründer der vermittelnden Philosophie, Jakob Friederich Fries, entwickelt darin seine Weltanschauung, die die Philosophie als ästhetischen Rationalismus bezeichnet, seine politischen und sittlichen Ideale, die zu einer Gesundung des Völkerlebens führen sollten[56]. Auch Gotthelf kannte diesen Roman und fand ihn sehr geeignet, «den Nebel der Vorurteile zu zerstreuen, den Eigennutz zu bekämpfen und für Ideen zu begeistern»[57]. Mohr sagt, er hätte den Roman «mit Rührung und Erhebung» gelesen, aber nicht, was ihn bewegt und gerührt[58]. Hätte er sich wie Gotthelf, angeregt durch den Roman, an die Lektüre von Friesens systematischer Darstellung in «Wissen, Glaube und Ahndung» gemacht, wäre es ihm kaum besser ergangen als diesem. Auch er hätte das Buch unverstanden beiseite gelegt; denn das abstrakt-philosophische Denken entsprach nicht seiner Begabung. Der Name Kants taucht in seinen Briefen nie auf. Dagegen hatte er sich, als er im einsamen

Süs lebte, von Carisch Fichtes Werke ausgeborgt. Er sandte sie aber bald mit den Engadiner Großratsdeputierten über die Berge zurück[59]. Er hat darin geblättert und gelesen, ihn aber weder gründlich studiert noch verstanden. Die idealistische Philosophie ist ihm ein Buch mit sieben Siegeln geblieben.

In ihrem Mißtrauen gegen die Philosophie finden sich die jungen Theologiestudenten durch Rousseau bestärkt. Seine «Nouvelle Héloise», das Buch, über dem man in Frankreich seit seinem Erscheinen geseufzt, gebebt und Tränen geweint, hat an faszinierender Kraft nichts eingebüßt. Selbst der kühle Studer, der sich erst über den allgemeinen Enthusiasmus lustig gemacht, ist nach der Lektüre hingerissen. Bagessen beginnt in seiner Begeisterung Französisch zu schreiben und verliebt sich allen Ernstes in Julie. Nur ein Mädchen, das Julie gleich wäre, könnte er wirklich lieben. Er zweifelt an der Autorschaft Rousseaus, dem er nicht so viel Gefühl zutraut. Auch ist man sich klar darüber, «que cette lecture n'est pas morale» und vor den hohen Zielen der Gesellschaft nicht zu bestehen vermag[60].Doch kann das die Bewunderung nicht dämpfen. Nach der «Nouvelle Héloise» stürzt man sich mit nicht geringerer Begeisterung in die Lektüre des «Emile». Besonders die großartige «Confession de Foi du vicaire savoyard» nimmt sie gefangen; denn das Bekenntnis des Geistlichen stimmt mit dem ihren in fast allen Teilen überein. In Sätzen wie «Le culte essentiel est celui du coeur» oder «Un bon curé est un ministre de bonté, comme un bon magistrat est un ministre de justice», finden sie ihren eigenen Glauben, ihre eigene Auffassung vom geistlichen Amte ausgesprochen[61]. Rousseau hat in ihrem Leben nicht Epoche gemacht, sie aber in ihren Ansichten bestärkt.

Diese Rousseaubegeisterung ist bezeichnend für den Geist, der die jungen Theologiestudenten beseelte, bezeichnend für die Stellung der damaligen Theologie überhaupt. Wenn der Protestantismus des 19. Jahrhunderts gekennzeichnet ist durch eine allgemeine Flucht der Theologen in die Historie[62], so der der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts durch eine ähnliche Flucht in die Pädagogik. Die Stapfersche Enquete vom Jahre 1799 hatte ein deutliches «Zurücktreten der Theologie bei den Jungen und Jüngsten» festgestellt, auf Kosten ihrer Lieblingsbeschäftigungen, unter denen die Pädagogik die erste Stelle einnahm[63]. Diese Entwicklung war nicht still gestanden und reicht bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts hinein: Der Pfarrer wurde immer mehr zum Erzieher. Unter den Studenten unseres Kreises ist kein einziger, der von einem göttlichen Auftrag, einer Berufung erfüllt wäre. Sie wollen nicht Diener am göttlichen Worte, sondern als Erzieher Diener des Volkes sein, die Jugend nicht zu Christus führen,

sondern einfach zu Menschen erziehen, zu «edlen» Menschen. «Edel» ist ein Lieblingswort dieser Zeit.

Die jungen Theologen brannten darauf, möglichst bald praktisch als Erzieher tätig zu sein und ihre pädagogischen Talente auf die Probe zu stellen. Dazu boten ihnen Hauslehrerstellen Gelegenheit. Diese waren noch aus einem andern Grunde beliebt und begehrt: Man konnte sich dem lästigen Stundenzwang der Akademie in Ehren entziehen und in der freien Zeit selbständig und nach Lust und Laune studieren. Ein kräftiges Wort dazu hat Gotthelf gesprochen, in einem Briefe an seinen Freund Fetscherin, das hier zur Illustration eingefügt sei: «Hast Du etwa auch noch keinen Vikar für Deine ganze Abwesenheit, so wäre ich froh, die Stelle zu übernehmen, um aus dem verfluchten Schlamm der Theologen zu entrinnen»[64]. Den nötigen Urlaub gewährte die Akademie ziemlich weitherzig.

Nachdem Carisch und Baggesen sich während der Sommermonate schon zweimal als Hauslehrer betätigt und letzterer nun sogar an die Berner Elementarschule gewählt worden war, sah sich auch Mohr nach einer Stelle um. Ratsherr Tschiffeli anvertraute ihm die Erziehung seines Sohnes. In einem schwungvollen, lateinisch abgefaßten und mit Superlativen gespickten Schreiben suchte er um Beurlaubung für das Wintersemester 1813/14 nach und gab seiner Hoffnung Ausdruck, daß man ihm diese nicht versage, da er in den vergangenen Jahren weder in der untern noch in der obern Akademie Kollegien versäumt habe[65]. Am 12. November 1813 entsprach die Kuratel seinem Gesuch, dem die theologische Fakultät ihre Empfehlung beigelegt hatte, «in der begründeten Erwartung, er werde mit möglichem Fleiß und Tätigkeit auch privatim seine Studien fortsetzen»[66]. Sein späterer Entschluß, die Akademie zu verlassen, läßt vermuten, daß er diesen Erwartungen nicht im Sinne der Kuratel nachgekommen ist. Über seine Tätigkeit als Hauslehrer, die sich bis in den Frühling hinein erstreckte, fehlt uns jede Nachricht. Er wird die üblichen Enttäuschungen und Schwierigkeiten erlebt haben, die mit jeder neuen Beschäftigung verbunden sind. Allzusehr scheint ihn seine Aufgabe allerdings nicht in Anspruch genommen zu haben. In seinen Briefen erwähnt er sie mit keinem Wort. Er geht ganz in der Politik auf, und es würde nicht überraschen, wenn Vater Tschiffeli und sein Hauslehrer über den Tagesereignissen und ihren politischen Gesprächen bei Tische die Erziehung des Sohnes, wenn nicht vergessen, so doch etwas vernachlässigt hätten.

In der Tat ist der Niedergang der napoleonschen Herrschaft dramatisch genug, um das politische Interesse der Jugend zu wecken. Diese ist sich bewußt, in einer großen Zeit zu leben, in der

— wie sie glaubt — alte Völker untergehen und neue deren tausendjähriges Erbe antreten. Aus der Ferne sieht man dem Geschehen erst staunend und interessiert, aber leidenschaftslos zu. In den Briefen werden Betrachtungen über die Zukunft Europas angestellt; Montesquieus und Macchiavellis Schriften nehmen in der Lektüre bald den ersten Platz ein. Erst der Durchzug der Alliierten durch die Schweiz reißt sie mitten in den Strom und entfacht ihre politische Leidenschaft. Mohr ist der heftigste von allen. Er äußert sich mit einer Hitze, daß Wohlmeinende sich veranlaßt sehen, ihm Zurückhaltung und Mäßigung zu empfehlen, da er sich sonst nur zu leicht exponieren könnte. In seinen Briefen wird das Persönliche Nebensache, und wenn er davon etwas schreibt, drängt er es in einem post scriptum zusammen. Er gibt ausführliche Lageberichte, mit denen er seinen Freund Carisch, der damals schon in Bergamo als Privatlehrer wirkte, über die staatliche Entwicklung des Landes auf dem Laufenden hält. Er ist glänzend informiert und verfügt über ein bemerkenswertes Urteil. Für die Schande, die Wattenwyl mit seinem kampflosen Rückzug über das Land gebracht, hätte er sich am liebsten mit der erbitterten Truppe persönlich gerächt, als ihm ein Soldat auf dem Kornhausplatz davon erzählte und zu ihm sagte: «Sie hein'is aber einist verrathe und verchauft!»[67] Sein vaterländischer Stolz ist aufs tiefste verletzt. Seine Sympathien in dem sich entwickelnden innerpolitischen Kampfe sind ganz auf der Seite Zürichs und der Liberalen. Wer Feind ist der bernischen Aristokratie, ist sein Freund. Die Weigerung von Mülinens auf der Tagsatzung, die Garantie zur Anerkennung der Waadt und des Aargaus zu geben, kann er den Bernern nicht nachsehen. Sie hätten immer noch nicht begriffen, daß die Eidgenossen Brüder wären und darum gleiche Pflichten, aber auch gleiche Rechte hätten, und er führt den Ausspruch Capo d'Istrias an, den dieser beim Besuche der appenzellischen Landsgemeinde getan haben soll: «Ich habe Ehrfurcht vor einem freien Volke, das mit Klugheit und Verstand sich selber regiert»[68]. Eine solche Willensäußerung des Volkes müßte das Urteil der ganzen Welt bestimmen und für die Demokratie einnehmen, meint er. Der Fehlschlag der Mission Mülinens in Paris erfüllt ihn mit der größten Genugtuung, und er frohlockt über das Gerücht, daß Bern seine in der Bank von England liegenden Gelder mit der Waadt und dem Aargau teilen müsse, da sie größtenteils aus ihnen geflossen seien. «Himmel und Granaten! Was wird das für ein Geschrei und Gebrüll geben, wenn sich diese Nachricht erwahren sollte.» Die zur Abstimmung vorgelegte Bundesakte, der Mohr unbedingt zustimmt, erregte die Gemüter der Berner aufs äußerste. «Wir wären Verräter an unserem eigenen Lande, wenn wir dieses Meisterstück von Ungerechtigkeit und Unbilligkeit an-

nähmen», sagte ihm Herr Tschiffeli beim Essen[69]. Bald versuchte Mohr, sich auch aktiv am Kampfe zu beteiligen. Die Berner hofften noch immer, es werde ihnen möglich, mit Hilfe der dort ihnen befreundeten Partei den Aargau zurückzugewinnen. Dieser Absicht sollte eine neue Publikation entgegenwirken, «welche auf 50 Seiten das non plus ultra von Verteidigung der Aargauischen und Waadtländischen Unabhängigkeit sein» sollte. Auf den Rat Professor Schnells hin, bei dem die Schrift verborgen lag, gründete Mohr mit drei Studenten aus dem Aargau eine Vereinigung, welche diese Broschüre, nachdem man alle Vorsichtsmaßnahmen getroffen, in der Stadt verbreiten und überhaupt für die Interessen der neuen Kantone wirken sollte[70]. So sehr nehmen ihn die Tagesereignisse in Anspruch, daß Pfarrer L'Orsa an Carisch schreibt: «Mohr ist mehr Politiker als Theolog.» Aber Mohr zählte sich selbst schon nicht mehr zu den Studenten der Theologie.

Im Herbst des Jahres 1814 ging der Urlaub, den ihm die Akademie gewährt hatte, zu Ende, und da dieser nach den Bestimmungen nicht verlängert oder erneuert werden konnte, hätte er wieder als ordentlicher Student eintreten sollen. Unterdessen hatte er sich aber endgültig entschlossen, der Theologie den Rücken zu kehren. Er machte dem Dekan der theologischen Fakultät davon Mitteilung und suchte um die Erlaubnis nach, die akademischen Vorlesungen als Externus besuchen zu dürfen. Kurze Zeit darauf wurde Mohr vor die Censur berufen, um vor ihren Mitgliedern seinen Entschluß zu begründen. Die ehrwürdigen Herren suchten den Jüngling umzustimmen und von seinem Vorhaben abzubringen. Sie erreichten ihr Ziel nicht, und so blieb ihnen nichts anderes übrig, als eine Einwilligung des Vaters zu verlangen und Mohr eine 14tägige Bedenkzeit einzuräumen, damit er seinen Entschluß nochmals in aller Ruhe überprüfe. Er beharrte aber auf seinem Vorhaben und machte der Censur in einem langen, wohl überlegten und mit der Einwilligung seines Vaters versehenen Schreiben davon Mitteilung[71]. Die Kuratel nahm es zur Kenntnis und sprach ihr aufrichtiges Bedauern über den Verlust dieses schätzbaren jungen Mannes aus[72].

Die Aufgabe des theologischen Studiums bedeutete nur eine Lösung äußerer Bindungen. Innerlich war er von seinem zukünftigen Amte nie erfüllt gewesen und hatte darum den Schulzwang der Akademie doppelt empfunden. Er erhielt nun das, was er schon so lange ersehnt hatte: die Freiheit. Ihr Genuß war um so ungetrübter, als in jenen Jahren kein Professor an der Akademie dozierte, der es verstanden hätte, die Schüler um sich zu sammeln, und der heute noch bekannteste unter den Dozenten, C. L. von Haller, der Restaurator, genoß am wenigsten Sympathien. In

seinem Aufsatz über Theodor von Mohr weist Pater Iso Müller auf die Möglichkeit hin, daß Mohr während seiner Berner Jahre unter dem Einfluß von Hallers gestanden habe[73]. Diese Vermutung stützt sich darauf, daß Mohr später eine konservative Haltung einnahm und schließlich — wenigstens offiziell — bei dessen Sohn Albrecht von Haller konvertierte. Nach eingehender Untersuchung muß sie aber fallen gelassen werden; denn in keinem Brief, weder in den ersten noch in den letzten, erwähnt Mohr den Restaurator, und auch seine Freunde sprechen nie von ihm. Mohrs Konservatismus ist unabhängig von ihm entstanden. Hallers Stellung an der Akademie war ja auch alles andere als beneidenswert. Seine Professur in der juristischen Fakultät, wo Schnell und Gmelin den Ton angaben, war von Anfang an fünftes Rad am Wagen. Seine Kollegien waren schlecht besucht; oft kamen sie überhaupt nicht zustande. Der heftige Streit mit seinem Kollegen Schnell hat ihm dann auch noch mehr geschadet als genützt, und nach seinem Übertritt zur katholischen Kirche hat er im Jahre 1817 die Akademie zornig verlassen[74]. Schnell, sein schärfster Gegner, war übrigens der Professor, den Mohr am meisten verehrte und mit dem er auch außerhalb der Vorlesungen verkehrte.

Mit dem Austritt Mohrs aus der Akademie ging seine eigentliche Studentenzeit zu Ende. Er ahnte, daß es die glücklichsten Jahre seines Lebens gewesen waren, das an Enttäuschungen und Sorgen reicher als an Freude sein sollte. Immer wieder erinnern sich die Freunde später in Briefen an diese unbeschwerten goldenen Jugendzeiten, und dann am wehmütigsten, wenn sie in Schwierigkeiten gerieten und sich nicht verstanden sahen. Auch sie erlebten die Enttäuschung der Jugend, die auszieht, um die Welt zu erneuern, und schließlich froh ist, wenn sie sich in ihr zurecht findet. Als 1821 August Steck, der jüngste und von allen am herzlichsten geliebte, aus dem Freundeskreis starb, mischte sich in die Trauer eine leise Spur von Neid, weil ihm diese Enttäuschungen erspart geblieben und er nun in der andern Welt sei, «wo Ideale nicht für Träume gelten»[75]. Noch nach vierzig Jahren, als Bern 1853 den 500. Geburtstag seines Eintritts in die Eidgenossenschaft festlich beging, richtete Mohr als Privatmann einen Gratulations- und Dankesbrief an die Behörden. Es mag ihm vor allem darum gegangen sein, der liberal-konservativen Partei, die 1850 wieder ans Ruder gekommen, seine Sympathie zu bekunden. Die Angriffe, die er in seinem Briefe gegen die Radikalen richtet, lassen diesen Schluß zu. Aber der Dank für die ihm in den Mauern Berns zuteil gewordene Bildung ist sicher aufrichtig gemeint, allerdings der Feier des Tages etwas zu angemessen ausgesprochen, wenn er sagt: «Was ich geworden, verdanke ich nach Gott, Bern»[76].

JAHRE DER REIFE

Aber was nun? Mohr war jetzt zwanzig Jahre alt geworden; in einem Jahr hätte er ins bernische Ministerium aufgenommen werden können. Jetzt stand er ohne abgeschlossenes Studium im Leben und mußte sich langsam davon überzeugen, daß Nicht-Pfarrer-sein-wollen noch kein Beruf ist. Man hatte ihn mehrmals vor seinem Schritte gewarnt und ihm vorgeworfen, er denke nicht an die Zukunft. Pfarrer L'Orsa gegenüber erklärte er ganz unverhohlen, er verzichte darauf, für Bern zu studieren, wenn er sich durch diesen Entschluß von den akademischen Gesetzen befreien könne. L'Orsa fand das sehr undankbar, da sein Vater einst froh gewesen sei, im Kanton Bern eine Anstellung zu finden[1]. Mit jugendlicher Unsicherheit fragt Mohr bald diesen um Rat, bald jenen, und hört auf keinen. Seine Interessen sind vielseitig. Er kann sich zu nichts entschließen, weil jede Entscheidung Verzicht bedeutet, und verzichten ist nicht Sache des Jünglings. Er möchte Politiker, Historiker, Bauer und Pädagoge in einem sein, und wären diese vier Berufe zu viel, so möchte er doch wenigstens zwei oder drei kombinieren. Mit der Zeit scheint er aber doch mehr Klarheit über Leben und Zukunft zu erhalten. Er will in erster Linie — wer möchte das nicht? — auf Erden glücklich leben. Dazu müssen für ihn zwei Bedingungen erfüllt sein: Einmal will er in jeder Hinsicht, vor allem finanziell, unabhängig werden und zweitens seinem Vaterlande dienen können. Sein Vater hatte, durch die Erfahrungen der Revolution belehrt, sein ganzes Geld zum Ankauf von Gütern verwendet, da diese die größte Sicherheit gewährten.Deren Wert war inzwischen auf 17000 bis 20000 Gulden gestiegen. Im Engadin galt er für reich, in Bern aber hätte man ihn kaum wohlhabend genannt, obschon seine Güter dort dreimal soviel wert gewesen wären. Theodor war einziger Sohn. Aber das Vermögen hätte trotzdem nicht ausgereicht, um ganz seinen Neigungen leben zu können. Er ist bereit, selbst in der Landwirtschaft mitzuarbeiten und schreibt sich Sparregeln vor, die ihn zu einer einfachen Lebensführung erziehen sollten; denn von «prosaischen Nahrungssorgen» möchte er frei sein, aber auch reich genug, um andern zu helfen: «C'est n'avoir rien, que n'avoir que pour soi»[2].

Dann muß Mohr — wenn er glücklich werden soll — seinem Vaterlande dienen können. Das eigentliche Vaterland ist für ihn

in dieser Zeit weniger die Schweiz als Graubünden, vor allem das Engadin. Die Stürme der Revolution hatten ihn in frühesten Jahren daraus vertrieben. Nur einmal hatte er es als Knabe während der Ferien wiedergesehen. Es hatte ihm damals in sommerlichem Glanze einen unvergeßlichen Eindruck hinterlassen, der sich dann in der Ferne zu einem Idealbild gestaltete. Sein Verhältnis zum Engadin läßt sich mit dem vergleichen, in dem Auslandschweizer zur Schweiz stehen. Auch sie machen draußen in der Welt die Heimat zum Lande ihrer Wünsche und Träume, zu einem irdischen Paradies, und nennen sich darum oft die besten Schweizer. Dazu kommt, daß in jenen Jahren das Lob des Landlebens noch nicht verklungen war. Thomsons Jahreszeiten, wo die Graubündner sogar mit Namen genannt werden, wären in dem Freundeskreis eine beliebte Lektüre[3]. Mit den Idyllen wanderte man durch die Natur, und nicht weniger erbaute man sich an den «Alpenrosen», wo gefühlsreiche Idealisierung des einfachen Volkes sich mit patriotischem Pathos zu mischen begann. Für Mohr waren diese Bilder Wirklichkeit. Sie stimmten mit den Vorstellungen überein, die er vom Engadin und seinen Menschen hegte. Als zum Beispiel Anfang April 1814 die Berner Regierung, welche drei Jahre vorher bei der Geburt des Königs von Rom gejubelt, den Fall von Paris mit Kanonendonner, Illuminationen und Banketten feierte, trauerte er über den Wandel der Gesinnungen der Menschen und wünschte, «in unsern stillen Tälern» zu sein, «wo Convenienz den Bewohnern derselben weder Beifall noch Tadel gegen die Überzeugung abpressen kann»[4]. Der Dienst am Vaterland ist ihm heilige Pflicht; er spricht von einer innern Stimme, die ihn dazu aufgerufen und die sich nicht habe übertönen lassen. Um ihr folgen zu können, habe er letztlich die Theologie aufgegeben. Keine Bedenken und Einwände hätten sie zum Schweigen gebracht.

Mohr wäre kein Kind seiner Zeit, wenn er nicht glaubte, diese Pflicht am besten zu erfüllen, wenn er «die aufwachsende Jugend in allem Guten und Edlen» unterrichte. Dieser Aufgabe will er sein Leben widmen. Einer seiner Verwandten hat ihm ein Beispiel gegeben, indem dieser ebenfalls die Theologie verließ, um sich in seinem Heimatdorfe der Landwirtschaft und der Erziehung einiger Knaben zu widmen. Eine Berufung als Lehrer an ein Knabeninstitut der Brüdergemeinde Ebersdorf in Sachsen hatte diesen in seinem Entschluß nicht wankend gemacht. Sein Schritt hatte die volle Zustimmung Mohrs. Der Glaube an Erziehung war auch in ihm tief verwurzelt. Begeistert nimmt er darum den Plan Carischs auf, ein Institut zur Erziehung junger Menschen zu gründen. Er wäre bereit, dafür «Zeit, Vermögen und Leben aufzuopfern». Vorübergehend unterrichtet und überwacht er die Studien zweier Vettern aus dem Engadin, von denen der eine in

die philologische Fakultät der Akademie eingetreten ist, der andere sich darauf vorbereitet und erst noch Deutsch lernen muß[5].

Wer aber andere bilden will, muß erst selbst gebildet sein. Mohr weiß, daß es mit seinem Wissen nicht weit her ist, daß er an seiner eigenen Bildung zu arbeiten, sie zu erweitern und tausend Lücken aufzufüllen hat. Zwei Jahre, bis in den Sommer 1816, will er darum noch in Bern bleiben und diesem Ziele sich widmen. Nach dem Austritt aus der Akademie ist er frei von jedem Zwang und kann nach Belieben über seine Zeit verfügen. Als Externus besucht er noch eine Anzahl Stunden, was ihn aber zu nichts verpflichtet. Er hört Professor Hünerwadels Kolleg über Dogmatik und bei Professor Schnell in der juristischen Fakultät schweizergeschichtliche Vorlesungen. Auch in der praktischen Theologie bei Professor Studer betätigt er sich noch. Er hält Katechisationen, was für ihn als zukünftigen Pädagogen nicht ohne Wert sei, und predigt, um sich im öffentlichen Vortrag zu üben, weil das Sprechen für einen Politiker von Bedeutung ist. Die Verkündigung des göttlichen Wortes wird ihm zur rhetorischen Übung! Schließlich nimmt er regen Anteil an einer philosophischen Gesellschaft, die sich unter der Leitung Professor Jahns um die Auslegung griechischer und lateinischer Autoren bemüht. Mohr erklärt verschiedene Oden des Horaz. Die Referenten sprechen jeweils vom Katheder aus und nehmen anschließend die Kritik ihrer Kommilitonen und Professor Jahns entgegen, der sich ebenfalls unter die Zuhörer gesetzt hatte. Es handelt sich dabei also um eine Art Seminar, von denen man damals noch kaum etwas wußte. Mohr betont den Nutzen dieser Übungen. Man mußte kein Honorar bezahlen, da Professor Jahn sich unentgeltlich zur Verfügung stellte, wie er denn auch fast der einzige unter den Professoren war, der sich außerhalb der Akademie um die Studenten bekümmerte.[6]

In seinem privaten Studienplan, den einzuhalten er sich nun aufs bestimmteste vornimmt, stehen die Sprachen an erster Stelle. Sie sollen nur Vorbereitung sein und die Grundlage für alle späteren Studien, besonders die Geschichte, schaffen. Auch diese Grundlage soll zielbewußt ausgebaut werden. Zu diesem Zwecke beginnt er mit sprachphilosophischen Abhandlungen Herders und Monboddos, die er weitläufig exzerpiert. Dann wendet er sich dem Deutschen zu. Dessen Grammatik wird systematisch durchgearbeitet, und daneben liest er «in Erholungsstunden» die «deutschen Klassiker Zachariä, Gellert, Rabener und Bodmer» in chronologischer Reihenfolge. Dazu kommt er aber meistens erst im Bett. Auf das Deutsche will er lateinische und griechische Grammatik folgen lassen und mit größerem Zeitaufwand die antiken Schriftsteller lesen. Anschließend soll das Französische fol-

gen. Englisch und Italienisch werden in Aussicht genommen. Wieder lockt ihn die Rhetorik. Er erkundigt sich bei Carisch, ob er anschließend nicht die Redner der betreffenden Sprachen studieren soll[7]. Denn er möchte dem Vaterlande dienen, und wer in die Breite wirken will, muß reden können wie Demosthenes oder schreiben wie Johannes von Müller.

Unterdessen ging einer der Freunde nach dem andern ins Ausland. Als erster war Baldenstein nach Heidelberg gefahren. Dann hatte Carisch Abschied genommen und war über die Alpen nach Italien gezogen. Nun packten Baggesen und Studer ihre Koffer, um in Göttingen und später in Paris zu studieren. Mohr blieb allein zurück. Mehrmals riet man ihm, er möchte ebenfalls Bern für einige Zeit verlassen und an einem andern Ort seine Studien fortsetzen. Wir wissen nicht, warum er sich dazu nicht entschließen konnte. Finanzielle Hindernisse können nicht bestanden haben. Vielleicht wollten die Eltern ihr einziges Kind nicht ins Ausland ziehen lassen. Vielleicht war es — wie Briefstellen vermuten lassen — ein Mädchen, das ihn in Bern festhielt. Wie dem auch sei, es hätte Mohr zum Vorteil gereicht, mit den andern fortzuziehen. Er hätte seinen Horizont erweitern können, was doppelt nötig gewesen wäre, weil er sich mit 22 Jahren schon ins Engadin zurückzog, bald darauf heiratete und das Versäumte später nicht mehr nachholen konnte. Möglicherweise hätte er sich dann auch eher für einen bestimmten Beruf entscheiden können, wäre vielleicht sogar wie Baggesen und Carisch von Schleiermacher ergriffen worden und zur Theologie zurückgekehrt. Er hat sein Daheimbleiben bald bedauert und die Freunde beneidet. Im Herbst 1817 suchte er sich durch eine Reise nach Stuttgart, Bayreuth, Eger, Regensburg und Ulm zu entschädigen[8]. Doch kann eine Reise ein Auslandsemester nicht ersetzen. Vielleicht hat er sich zwanzig Jahre später daran erinnert, als er seinen Sohn schon mit fünfzehn Jahren nach Wetzlar aufs Gymnasium schickte, in Heidelberg studieren und bis nach Holland und Kopenhagen reisen ließ[9]. Immer wollen Väter ihre Söhne das erleben lassen, was ihnen unerfüllter Wunsch geblieben ist.

Aus dem Jahre 1815 fehlt uns jedes Zeugnis von Mohr. Er scheint ziemlich Schweres durchgemacht zu haben und tritt uns 1816 bedeutend reifer und ernster entgegen. Er habe manches gelitten, schreibt er an Carisch, das sein Herz zerrissen und den Glauben an die Menschheit untergraben habe, sei dafür aber «geläutert aus jenen Schicksalen hervorgegangen». «Genug für Dich, daß Du wissest, daß das Gefühl dessen, was ich dem Vaterlande und unsern Freunden schuldig bin, mich erhoben, daß ich das Wesentliche vom Unwesentlichen, die Wahrheit vom Scheine

mehr unterscheiden und gelernt habe, daß man erst dann nicht mehr getäuscht wird, wenn man nichts erwartet.» Hochgehalten habe ihn einzig der Glaube an seine Freunde und sein ungebrochener Wille, gemeinsam mit ihnen für das Wohl des Vaterlandes zu wirken. Er glaube, dazu um so besser in der Lage zu sein, als er lebenstüchtiger geworden sei und «durch zweckmäßig eingerichtete Studien in meinen Kenntnissen gründlicher und aufgeklärter»[10]. Zu einem Beruf hat er sich allerdings auch jetzt noch nicht entschlossen. Seine Liebe zur Geschichte macht ihm die Wahl schwer.

Aber ewig konnte er nicht Student bleiben. Die Zeit forderte eine Entscheidung. Er mußte in ein tätiges Leben eintreten. Noch immer war es sein Wunsch, im Engadin zu wirken, und so machte er sich im Frühling auf den Weg, um sich die Verhältnisse an Ort und Stelle anzusehen. Nach kurzem Aufenthalt kehrte er nach Bern zurück, nicht ohne auf der Heimreise mit Carisch Johann Ulrich von Salis-Seewis, dem Historiker, einen Besuch abzustatten. Seine Reise hatte ihm eine große Enttäuschung gebracht. Das Bild, das er sich von Land und Leuten im Engadin gemacht hatte, entsprach keineswegs der Wirklichkeit. Man lebte hier nicht in ländlichen Idyllen, und von einem gutmütigen Hirten- und Schäfervolk war schon gar nichts zu spüren. «Während meines Aufenthaltes im Unterengadin, besonders in Süs, habe ich eine verkehrte Generation, eine Generation in allen Kniffen und Spitzfindigkeiten, nur nicht im Schönen und Guten erfahren, kennen gelernt.» Entmutigen läßt er sich dadurch allerdings nicht. «Meinem heimatlichen Dorfe bin ich es schuldig, mich ihm zu widmen»[11]. Es blieb ihm ja auch nicht viel anderes übrig. Sein ganzes Vermögen und Erbe lag in Süs. Dort konnte er am besten seine Pläne verwirklichen und seinen Liebhabereien leben.

Im November 1816 schreibt er wieder aus Süs, wo er sich nun endgültig niedergelassen hat. Schon auf Ende dieses Jahres kündet er Otto Carisch als erstem seine Verlobung mit Annette L'Orsa aus Silvaplana an. Er hätte ihm schon früher davon berichtet, wenn sie nicht erst die Einwilligung ihres Vaters, der in Berlin arbeitete, hätten abwarten wollen. Diese war nun eingetroffen, und Mohr ist im siebenten Himmel. Jeder, der die Begegnung mit einem Menschen erlebt, der bis ans Ende der Welt mit ihm zu gehen bereit ist, fühlt in ihr ein unfaßbares, geheimnistiefes Wunder, das wie ein Ahnen Gottes aus seinem Innersten aufsteigt. Auch Mohr wird es in diesen Tagen zur Gewißheit, «daß, was auch unser kurzsichtiger Verstand dazu sagen mag, die Vorsehung dennoch alles zu unserm wahren Besten ausführt!» Seiner Braut war Mohr vor neun Jahren schon als Knabe zum erstenmal begegnet. Schon damals hatte das Mädchen seinen «Jugendtraum» belebt. Nun hatten sie sich nach kurzem Wieder-

sehen das Wort gegeben. Mohr bittet Carisch, ihm in Chur bei einem geschickten Bijoutier Geschenke zu besorgen, und stellt, wie sich das für einen reichen Engadiner schicken mochte, eine lange Liste von Kostbarkeiten auf, mit denen er Annette überraschen will: Eine goldene Taschenuhr, «wie sie jetzt von Frauenzimmern getragen wird», eine rote Korallenkette, eine zweite Kette mit einem Medaillon, zwei Paar Ohrringe, von denen eines mit Steinen besetzt und «nach dem neusten Geschmack» sein soll, Fingerringe, eine Heftnadel mit rotem Stein und endlich einen silbernen, reich mit Gold geschmückten Kamm. Er legt Carisch nahe, sich bei der Auswahl der Dinge in erster Linie von deren Schönheit leiten zu lassen und nicht allzu ängstlich auf den Preis zu achten, da er «die Ausgabe herzlich gern mache». Carisch, der in dieser Angelegenheit auch wenig Bescheid wußte, übergab den Auftrag einer Bekannten, die Mohr bei einem Goldschmied in Bregenz die Geschenke besorgte[12]. Schon im März des folgenden Jahres wurde in der Pension L'Orsa in Bern die Hochzeit gefeiert[13]. Daraufhin zog er mit seiner jungen Frau für einige Zeit nach Guggisberg zu den Eltern. Im November des gleichen Jahres kann er schon die Geburt einer ersten Tochter, Louise, anzeigen[14].

Seine Zeit in Guggisberg widmet er dem Studium der Rechtswissenschaft. Mit anerkannten Handbüchern arbeitet er sich in die Materie ein, da ihm die Anleitung von Fachgelehrten fehlt. Er ist also auch hier Autodidakt. Nach dem Studium des Naturrechts vertieft er sich in die Rechtsgeschichte und beschäftigt sich vorwiegend mit dem römischen Recht. Dann arbeitet er die Verfassungen und Gesetze seines Hochgerichts und der Gemeinde Süs durch, um ihr Zusammenspiel besser überblicken zu können. Seine Absicht, ins politische Leben einzutreten, ist unverkennbar. Während er über seinen juristischen Büchern sitzt und in der Zwischenzeit die vaterländische Geschichte bearbeitet, klopfen an die Türe des Pfarrhauses die Opfer der großen Hungersnot. Kraftlos wanken sie auf geschwollenen Füßen daher und bitten um Almosen, die ihnen aber nur «per contrebande» gegeben werden dürfen. Sie essen Wiesenkräuter aller Art, die, im Salzwasser gekocht, ihre einzige Nahrung sind. Mohr ist empört über die Berner Regierung, die nicht den Mut habe, wie andere Behörden ihre Fehler einzugestehen, da sie die Rechtmäßigkeit ihrer Herrschaft mit der Wohlhabenheit des Landes zu begründen gewohnt sei.

Im Engadin entfaltete der junge Mohr eine rege und vielseitige Tätigkeit. Anfänglich schien ihm keine Aufgabe zu groß, um sie zu lösen. Er wollte einen weiten Wirkungskreis, der das ganze Tal umfaßte. Nachdem er sich aber mit den Verhältnissen vertraut gemacht hatte, wurde er bescheidener. Er zog es vor, in

einem kleinen Bereiche ein Ganzes zu leisten, statt an hervorragender Stelle Ungenügendes. Da ihn die ältere Generation enttäuscht hatte und er jede Hoffnung, sie zum Guten zu erziehen, aufgeben mußte, nahm er sich der Jugend an. Im Oktober 1816 hatte er Pestalozzi in Yverdon besucht. Nun gründete er selber ein Privatinstitut in Süs. Zehn Schüler aus Lavin und Süs besuchten seine Schule. Täglich von 8—11 und 2—4 Uhr unterrichtete er in Rechnen, Schreiben und Singen, die Knaben überdies noch in Geographie. Zweimal wöchentlich erklärte er Kapitel des Neuen Testaments, «mit Rücksicht auf herrschende Laster», oder erzählte Geschichten, mit welchen er auf den Charakter wirken wollte. Am Abend von 7—9 Uhr hielt er Stunden für Erwachsene, an denen jedermann teilnehmen konnte, der Romanisch wenigstens zu lesen verstand. Sie wurden zahlreich besucht, und Eifer und Fleiß lohnten seine Mühen in reichlichem Maße[15]. Seine Arbeit wurde dadurch erschwert, daß die allermeisten Schüler des Deutschen nicht mächtig waren. Mohr selbst hatte in seinem Elternhaus Romanisch gesprochen. Aber die Sprache der Gebildeten war damals Deutsch, und zu ihnen wollte Mohr sich gezählt wissen. So lassen sich denn seine Worte erklären: «Was mir besonders am Herzen liegt, ist die Ausrottung der romanischen Sprache»[16]. Mit dieser Auffassung stand Mohr damals nicht allein. Auch Heinrich Bansi und andere hatten früher ähnliche Gedanken geäußert, die aufklärerischem Denken entsprungen waren[17]. Allzu ernst darf man Mohrs Worte allerdings nicht nehmen. Im gleichen Jahr ließ er nämlich bei Otto in Chur eine romanische Übersetzung der biblischen Geschichten von Johann Andreas Christian Löhr erscheinen, der sich als pädagogischer Schriftsteller einen Namen gemacht hatte[18].

Neben der Schule nehmen ihn häusliche Geschäfte in Anspruch. Er hat Pachterneuerungen oder -auflösungen zu vollziehen und Baumaterialien für den Bau eines eigenen Hauses bereitzulegen, das aber erst 1819 vollendet wird. Es hätte ein Erziehungsinstitut werden sollen und war weitaus das größte im ganzen Dorf. Er steht in einem ausgedehnten Briefwechsel mit seinen Freunden, die er sehr vermißt, und führt seine privaten Studien fort. Als Pädagoge beschäftigt er sich mit der Lancasterschen Erziehungsmethode, deren Erfolge in Frankreich und England ihn haben aufhorchen lassen, die bereits auch in dem an Lehrermangel leidenden Graubünden Eingang gefunden hatte; als zukünftiger Politiker und Jurist arbeitet er die Institutionen Justinians durch und studiert erneut kommunale und kantonale Gesetzgebung.

Um auch auf die Erwachsenen in vermehrtem Maße wirken zu können, regte Mohr die Gründung einer Vereinigung an, die sich im September 1819 als «Lesegesellschaft für das untere

Engadin» konstituierte. Da das geistige Leben des Tales, schreibt er an Carisch, das in früheren Jahren durch Männer der Wissenschaft berühmt gewesen, in der allgemeinen Verwilderung der darauffolgenden Zeiten zerfallen sei, verdiene die Stiftung einer stehenden Bibliothek in der Kulturgeschichte des Engadins Beachtung. Im ersten Jahre wurden 126 Gulden, im zweiten noch mehr für die Anschaffung belehrender und unterhaltender Bücher verwendet. Da auf Leser aller Stände Rücksicht genommen wurde, weist der Katalog neben längst vergessenen Autoren auch welche auf, deren Werke sich bis heute erhalten haben. Die Bände zirkulierten unter den Mitgliedern von Zernez bis Martinsbruck und kamen schließlich nach Süs zurück, wo man sie aufbewahrte. An den Jahresversammlungen der Gesellschaft kamen gemeinnützige Fragen zur Sprache. Man beschäftigte sich mit Projekten, die das Wohl des Tales heben sollten, und fand die Ausnützung der Schulserquellen als am besten dazu geeignet. Auch dachte man an die Einführung eines Nationalfestes. In diesem Kreise, wo sich mannigfache Interessen regten, fühlte sich Mohr daheim. «Nicht innerer Trieb zur Bildung», berichtet er Carisch, «sondern die Mittel, dieselbe zu erlangen, mangeln uns. Soll aber etwas Gutes und Großes geschehen, so muß es beinahe überall, in Demokratien immer, von den Privaten ausgehen»[19]. Als Privatmann und Liberaler rief Mohr auch zur Hilfe für die Griechen auf.

Im Jahre 1821, an einem jener herrlichen Herbsttage, die nirgends schöner sind als im Engadin, wenn an den Abhängen die Kornfelder der Ernte entgegenreifen, in den Wäldern die Lärchen sich zu färben beginnen und über ihnen die roten Berge in den Himmel steigen, wanderte Mohr mit Buchholz, einem jungen Deutschen, den Carisch ihm empfohlen hatte, talwärts. Mohr erzählte ihm von Land und Leuten und den Verfassungen Bündens. Da aber Buchholz darin schon recht gut unterrichtet war, wurde bald jenes Ereignis Gegenstand ihres Gesprächs, das seit Monaten schon alle Gebildeten im Abendland beschäftigt hatte: Griechenland. Im Frühling des gleichen Jahres hatten die unterdrückten Griechen auf Morea und den Inseln zu den Waffen gegriffen, um das Joch der Muselmanen abzuschütteln, wurden aber von den Türken, die in beispielloser Grausamkeit gegen sie wüteten, niedergehalten und arg bedrängt. Die Kunde davon, die nach Westen kam, verhallte nicht ungehört, und während mehrerer Jahre vermochte die Erhebung im Osten Europa in Atem zu halten. Buchholz gehörte zu jenen, die selber zum Kampfe auszogen, um mit ihrem Leben für die gute Sache zu kämpfen. Mohr gab ihm das Geleit bis Lavin. Mit wehmütigen, fast schmerzlichen Gefühlen ließ er ihn dort allein weiterziehen. Er beneidete ihn und jeden, dem es

die Umstände erlaubten, an dem Kreuzzug teilzunehmen. Sie gingen in einen ehrenvollen Tod oder konnten heimkehren mit «dem herrlichsten Selbstbewußtsein für ihr ganzes Leben».

Mohr ist empört, daß man von keinem Schweizer höre, der sich zur Fahrt nach Griechenland entschlossen. Sie alle kämpften weit lieber für Despoten, die ihnen ihr Blut bezahlten. Und darin hat er recht; denn der Idealismus ist den Schweizern nie zum Verhängnis geworden. Sie haben sich nur für Geld über die Grenzen locken lassen, und das Wort der Franzosen, das auch die Holländer in ihre Sprache übernommen haben: «Sans argent point de Suisses» besteht zu Recht. Man hätte, findet Mohr, der Sache der Freiheit besser gedient, wenn man die 1000 Louis d'or, die für das Löwendenkmal in Luzern aufgewendet worden waren, den Griechen überlassen hätte[20]. Denn ihnen mußte geholfen werden. Dankgebete, wie sie am 13. September 1821, am Bettag, in allen evangelischen Kirchen Graubündens zu Gott gerichtet wurden, konnten nicht genügen[21]. Man mußte ihnen Taten folgen lassen. In jenen Tagen las Mohr im Volksblatt, «daß zu Bern eine Art Verein für die Sache der Griechen sich gebildet habe», der um Unterstützung bat. Er vermutete, daß Ähnliches bald an andern Orten der Schweiz unternommen werde, und wollte nicht, daß sein «armes, aber doch freies Bünden» dabei zurückstehe. «An Euch, den Gebildeten der Hauptstadt, ist es», schrieb er Carisch nach Chur, «den ersten Anstoß zur Bildung eines Hilfsvereins für die Sache der Griechen in Bünden zu geben.» Ihre Ehre erfordere es, daß sie die Sache selbst an die Hand nähmen. Carisch möge seinen Vorschlag mit ihren Freunden beraten. Er empfahl, im Intelligenzblatt einen Aufruf erscheinen zu lassen, und versprach, für Beiträge aus dem Engadin zu sorgen.

Wenige Tage später wandte sich, nach mehreren Jahren wieder zum erstenmal, Carl Baggesen in einem Brief an Carisch und berichtete von den philhellenischen Bestrebungen in Bern[22]. Emil Rothpletz hat ihre Geschichte recht eingehend untersucht und nachgewiesen, daß die Schweiz mit der Gründung von Hilfsvereinen vorangegangen war und nicht Deutschland, wie man bisher immer angenommen; denn der Berner Hilfsverein war etwas älter als die Gesellschaft in Stuttgart[23]. Der Brief an Carisch bedeutet insofern eine interessante Ergänzung zu den Darlegungen Rothpletz', als er den Gründer des Vereins nennt: Es ist Baggesen selbst. Er hatte im Juli die Anregung dazu durch einen gedruckten Aufsatz gegeben, mit dem Erfolg, daß sich sogleich dreißig Mitglieder einschrieben. Obschon sich darunter viele bedeutende Männer befanden, stieß die Mitgliederwerbung bei der Regierung auf Schwierigkeiten. Weitere Unannehmlichkeiten brachte dem Verein auch das Mißgeschick mit J. J. Meyer aus Zürich, der nach

Bern gekommen war, sich dort für einen erfahrenen Arzt ausgegeben und sich als Freiwilliger für Griechenland gemeldet hatte, in Wirklichkeit aber ein Bummelstudent schlimmster Sorte war. Die Lebensgeschichte dieses Abenteurers und Helden hat Emil Rothpletz in einer kleinen Monographie anschaulich dargestellt[24]. Baggesen nennt Meyer, damals sicher mit Recht, einen «lumpigen Hochstapler». Er konnte damals nicht ahnen, daß dieser später als Verteidiger von Missolunghi nach aufopferndem Kampfe sein Leben für die Freiheit hingab und Europa mit seinem Ruhme erfüllte. Der Verein beschränkte anfänglich seine Tätigkeit darauf, Freiwillige aus Deutschland, die über Bern nach Griechenland zogen, zu unterstützen. Da aber die meisten Spender nur für wohltätige Zwecke in Hellas selbst beitragen wollten, sah man sich gezwungen, öffentlich zu erklären, daß man einstweilen keine durchreisenden Freiwillige mehr begünstige. Zudem waren die Mittel nicht reichlich vorhanden. Es blieb den Bernern nichts anderes übrig, als sich an ihre Freunde in der ganzen Schweiz zu wenden und sie um tatkräftige Hilfe in ihren eigenen Kantonen zu bitten. «So lange her es ist, seitdem wir nicht mehr Briefe gewechselt haben, so gewiß bin ich, an Dir den alten zu finden», schrieb Baggesen an Carisch. Sein Schreiben ist ein nüchterner und sachlicher Bericht. Der gefühlvolle Freundschaftsenthusiasmus, der die früheren Briefe durchströmte, ist verrauscht. Aber die Bitten Mohrs und Baggesens zeigen, daß die geistige Welt der Jugendfreunde noch dieselbe war, daß sie sich noch eins wußten im Willen, für Freiheit und Menschenwürde einzustehen. Doch war es das letztemal, daß sie sich zu gemeinsamer Tätigkeit zusammenfanden.

Anfänglich war die Sorge um Griechenland eine Angelegenheit der Gebildeten. Wenn diese aber wirksame Hilfe leisten wollten, mußten sie weite Kreise für ihre Sache interessieren. Sie wandten sich darum an den einfachen Mann und machten den Philhellenismus in der Schweiz zu einer Sache des ganzen Volkes. Private, Korporationen und Gesellschaften, Konfirmanden, Arbeiter und Studenten überboten sich gegenseitig in ihrem Helferwillen[25]. Seither wurde nur für die Buren und in unsern Tagen für die Finnen während ihres Winterkrieges 1939/40 mit gleicher Anteilnahme gesammelt. Die führenden Köpfe der Bewegung in der Schweiz, die Zürcher J. C. v. Orelli, Hirzel und Bremi, durften die Glut nie erkalten lassen und entfachten das Feuer immer wieder; denn die Not der Griechen war groß und ihre Bedürfnisse kaum zu befriedigen. Orelli war es auch, der die Gründung eines Griechenvereins im Engadin anregte. Er gab seinem Freunde Elias Jenatsch Briefe und Flugschriften mit, um für die Griechen zu werben. Im Ober- und Unterengadin und, wenn möglich, auch in der Diasporagemeinde Poschiavo sollten Vereine gegründet werden[26]. Mohr

griff den Gedanken auf, den er selber schon lange im Stillen gehegt, legte ihn seinen Bekannten mit einem Arbeitsplan vor und schloß sich mit ihnen zu einer Vereinigung zusammen, die anfänglich aus zehn Mitgliedern bestand und sich Societad d'ajüt per ils Grecs nannte[27]. Ihre Mitglieder verpflichteten sich, vierteljährlich einen freiwilligen Beitrag zu leisten. Sie beauftragten mit der Geschäftsführung einen Präsidenten und zwei Sekretäre, die die innere und äußere Korrespondenz zu besorgen hatten. Das Präsidium wurde Professor a Porta übertragen. Das Ansehen, das er im Volk genoß, und seine Beliebtheit waren die beste Empfehlung für das Unternehmen. Mohr begnügte sich mit der Stellung eines Sekretärs, obschon er der eigentliche Gründer des Vereins gewesen[28]. Diese Haltung ist bezeichnend für ihn. Auch später hat er sich nie vorgedrängt. Er hielt sich zurück und begnügte sich mit dem zweiten oder dritten Platz, wenn er glaubte, einem Unternehmen damit besser dienen zu können. Es ging ihm immer um die Sache, und nie mißbrauchte er sie, um seine Person in den Vordergrund zu stellen.

Der leicht zu begeisternde Mohr, der nicht wenig stolz darauf war, mit einem Manne wie v. Orelli als Philhellene zusammenarbeiten zu dürfen, stürzte sich mit Feuereifer in die Arbeit. Er war davon überzeugt, daß der Ausgang des Kampfes in Griechenland für Jahrhunderte über Freiheit oder Unfreiheit Europas entscheide, und sah in dem Aufstand ein Ereignis, das nur mit dem Auftreten Christi und der Reformation Luthers verglichen werden könne[29]. Da die Gründungsversuche im Oberengadin ohne Erfolg geblieben waren, schlossen sich die dortigen Freunde dem Vereine in Süs an[30]. Das abgelegene Engadin konnte kaum je in die Lage kommen, selber irgenwelche direkte Hilfe zu leisten. Man beschloß daher, die eingegangenen Beiträge an den Zürcher Verein zu senden und diesem deren zweckmäßige Verwendung zu überlassen. Über die Summen, die das Engadin aufbrachte, wissen wir nichts. An Aufrufen aber hat es Mohr nicht fehlen lassen. In der «Invitatiun als Habitants da l'Engiadina sur et suott» zum Beitritt in den Verein, die er den Statuten folgen läßt, richtete er mit jener Heftigkeit, die bei ihm in jungen Jahren immer wieder durchbricht, einen stürmischen Appell an seine Mitbürger, der in Stil und Beredsamkeit an Johannes v. Müller erinnert. Auch an die Frauen wandte sich Mohr mit einem Bittgesuch. Zur Vorlage dürfte ihm ein deutscher Aufruf gedient haben, in dem die Leiden der Verwundeten, der Mangel an Medikamenten und Ärzten drastisch geschildet werden. Durch Rundschreiben, die von Hand zu Hand gingen, berichtete er über die Tätigkeit der verschiedenen Hilfsvereine und die Vorgänge in Griechenland und suchte damit das Interesse wachzuhalten. Lange dürfte der Verein in Süs nicht

bestanden haben. Schon vom Anfang des Jahres 1823 an fehlen alle schriftlichen Zeugnisse, die seine Existenz bestätigen. Möglicherweise hat der Churer Hilfsverein später seine Tätigkeit über den ganzen Kanton ausgedehnt. Auch über seine Arbeit sind wir nur mangelhaft unterrichtet. Aus Zeitungsaufrufen geht hervor, daß sich vorübergehend auch in Chur Flüchtlinge aufgehalten haben, die bei Privatleuten untergebracht wurden[31]. Nach einem von Simon Benedict und Otto Carisch unterzeichneten Aufruf gilt der 5. September 1822 als Gründungstag des Vereins[32]. Der Engadiner Verein war ein halbes Jahr früher zustandegekommen, war also der erste seiner Art in Graubünden gewesen.

Mit Mohr zog die romantisch-politische Bewegung des Philhellenismus ihre Kreise bis weit in die Alpen hinein. Süs war der südlichste Punkt in Mitteleuropa, an dem für Hellas gesammelt und geworben wurde. Die geistigen Quellen des Philhellenismus sind nicht leicht auseinanderzuhalten. Neuhumanistische Begeisterung für die Antike, christliche Romantik und moderner Liberalismus fließen ineinander. Bei Mohr überwiegt eindeutig das Politische. Die neuhumanistische Komponente war bei ihm nicht wirksam. Die Antike hat ihm nie viel bedeutet. Besonders zu Griechenland hat er kein Verhältnis finden können. Er kannte die lateinischen Klassiker von der Studienzeit her und schmückt seine Briefe ab und zu mit Zitaten aus Horaz. Griechische Dichter aber erwähnt er nie, auch liebte er ihre Sprache nicht besonders. Nur den Thucydides las er in Übersetzungen. — Christliche Motive werden bei ihm hie und da deutlich, doch nur in Verbindung mit liberalen. So scheinen ihm zum Beispiel Griechenvereine nötiger als Bibelvereine, wie sie damals in Graubünden bestanden; «denn wozu die Bibel, wenn man hülflos die umkommen läßt, die sie lesen sollten»[33]. An einer andern Stelle vergleicht er den Aufstand der Griechen mit dem Kampf der alten Schweizer und der Amerikaner, die auch für die Freiheit ihr Blut vergossen hätten, und fügt dann bei, daß ihr Krieg noch gerechter sei, weil sie zugleich auch für ihren Glauben kämpften.

Diese Haltung Mohrs stellt keine Ausnahme dar; denn in der ganzen Schweiz tritt das politische Element als das wirksamste hervor. Man berief sich zwar immer wieder auf den Christenglauben der Griechen und appellierte an den Christen im Menschen, wenn man zur Spende aufrief. Aber man wird den Eindruck nicht los, daß das christliche Motiv nicht die Dominante in dem humanistisch-religiös-politischen Dreiklang war und weitgehend zur Tarnung der liberalen Tendenzen dienen mußte. Denn man war gezwungen, auf die eigenen und ausländischen Regierungen Rücksicht zu nehmen. Manche unter ihnen waren leicht geneigt, in den Griechen Rebellen zu sehen. Den

Griechen als Christen konnten sie die Unterstützung weniger versagen als den Aufständischen. Zudem durften Aufrufe, die die griechische Erhebung als Glaubenskampf schilderten, auf weit größeren Widerhall zählen, und die Gaben, auf die es letzten Endes ankam, flossen dementsprechend reichlicher. Auch J. G. Eynard hat in späteren Jahren den unpolitischen Charakter des Philhellenismus immer wieder betont[34]. Die Philhellenen wollten als Menschenfreunde angesehen werden. Sie durften weder in Westeuropa, noch in Griechenland selbst zu einer Partei offen Stellung nehmen, wenn sie ihre Tätigkeit aufrecht erhalten wollten. Aber selbst in «Der heiligen Propheten Aufruf für die Befreiung Griechenlands» von Conrad Melchior Hirzel schimmert das liberale Ideal immer wieder durch. Am deutlichsten und ohne alle christliche Verbrämung hat J. C. v. Orelli gesagt, worum es sich handle: «Nämlich Hellas eine gesetzliche, in sich selbst begründete Unabhängigkeit, und dadurch der europäischen Menschheit eine neue Burg der Freiheit zu erkämpfen.» Sein Vorwort zu den von ihm übersetzten «Verfassungsurkunden des befreiten Griechenlandes» ist sprachlich das schönste Dokument des schweizerischen Philhellenismus.

Mohrs politische Tätigkeit fiel in die ruhige Zeit, die weltgeschichtlich gesehen zwischen dem Wiener Kongreß und der Julirevolution liegt. Mit zwanzig Jahren hatte er die Neugestaltung des Bundesvertrages leidenschaftlich, aber nur als Privatmann, miterlebt, und als die Vorkämpfe um den Bundesstaat anhoben, war er wieder ohne Amt. Zum Politiker fehlten ihm Härte und Rücksichtslosigkeit und jedes Talent, sich beliebt zu machen. Er wollte für sein Volk tätig sein, aber an seiner Gunst lag ihm nichts. Seine Liebe galt gebildeten, vorwiegend aristokratischen Kreisen. Es war ihm nicht gegeben, zu schweigen, wenn reden zwar tapfer, aber unklug war. Kompromisse kannte er nicht. Niemals hätte er seinen Grundsätzen um eines taktischen Erfolges willen auch nur vorübergehend entgegengehandelt. Er wollte Politik und Moral in Einklang bringen, und wenn dies nicht möglich war, auf alle politische Tätigkeit verzichten[35]. Und wenn der Erfolg auf die Dauer ausblieb, macht das seine Haltung nicht weniger achtungswert.

Wer alles, was an amtlichen Aktenstücken aus Mohrs öffentlichem Wirken in den zwanziger Jahren auf uns gekommen ist, erwähnen wollte, würde biographischen Ballast anhäufen, dessen historischer Wert sehr gering wäre. Mohrs Lebensgeschichte kann an Klarheit nur gewinnen, wenn man sich diese Schwerfälligkeit erspart und sich mit der Aufzeichnung der wichtigsten Daten und Ereignisse begnügt.

Gleich nach seiner Ankunft im Engadin sah er sich in Süs zwischen zwei Parteien gestellt, die sich leidenschaftlich bekämpften und auch bei den unbedeutendsten Wahlen gegeneinander intrigierten. Die alten eingesessenen Familien standen im Gegensatz zu den neuen, die sich im Ausland als Zuckerbäcker Vermögen erworben und an ihren Debitoren treue Anhänger hatten. Beide suchten den jungen Mohr auf ihre Seite zu ziehen, indem sie dem erst Zweiundzwanzigjährigen das Amt eines Landammanns zu übertragen beabsichtigten, nicht, weil man ihn besonders hoch eingeschätzt hätte, sondern damit verhindert würde, daß jemand aus der Gegenpartei gewählt werde. Dazu ließ sich Mohr aber nicht mißbrauchen. Vielmehr war ihm daran gelegen, mit alten Wahlverordnungen aufzuräumen, denen, obschon sie im Widerspruch zur kantonalen Gesetzgebung standen, noch immer nachgelebt wurde[36].

Im Jahre 1821 ordnete ihn Obtasna in den Großen Rat ab und bestätigte ihn viermal, so daß er dem kantonalen Parlament während eines Jahrzehnts als Mitglied angehörte. Da Mohr keine privaten Aufzeichnungen hinterlassen hat, ist es unmöglich, seinen Anteil an den Verhandlungen des Rates festzustellen; denn in den Protokollen wurden nur Traktanden und Beschlüsse aufgezeichnet, die einzelnen Votanten aber nie erwähnt, im Gegensatz zu heute, wo die Parteien Wert darauf legen, daß die Stellungnahme ihrer Sprecher genau protokolliert werde. Es ist nicht anzunehmen, daß Mohr sich in den Sitzungen durch Schweigen ausgezeichnet oder durch unbedachte Voten hervorgetan; denn am 25. Juni 1823 wählte ihn der Rat, nachdem sich in den ersten drei Wahlgängen kein absolutes Mehr ergeben hatte, im vierten zum Bundesstatthalter des Gotteshausbundes[37]. Der Bundesstatthalter vertrat den Bundespräsidenten, wenn dieser abwesend oder krank war. Die drei Bundesstatthalter waren zugleich die drei ersten Mitglieder der Standeskommission, in der jeder Bund mit drei Stimmen vertreten war. Sie stand zwischen Regierung und Parlament und hatte als engerer Ausschuß die Traktandenliste des Großen Rates vorzubereiten. Das Amt eines Bundesstatthalters war keine vollamtliche Beschäftigung, des vielen Reisens wegen aber sehr zeitraubend. Im Auftrage des Präsidenten reiste Mohr in dem weiten Gebiet des Gotteshausbundes, an die Grenzen, wenn irgendwelche Gefahr, besonders die Einschleppung von Seuchen, drohte, oder in die Gemeinden, die in einen Rechtshandel verwickelt waren. Wir finden ihn in Untervaz, wo die Bürgerschaft im Streite lag, in Scheid, wo es bei einer Wahl zu Schlägereien gekommen war und diese ein zweitesmal vorgenommen werden mußte, in Schuls, wo man ungeachtet der Schulden, die auf der Gemeinde lasteten, Geld aus ihrer Kasse auf die stimmfähigen Bürger verteilt hatte. In

vielen Fällen dankt ihm der Kleine Rat für die Vermittlung, die er zu seiner Befriedigung zustandegebracht habe.

Besonders erfreut und stolz war Mohr über seine Wahl zum Tagsatzungsabgeordneten, mit der der Große Rat ihm am 11. Juni 1827 sein Vertrauen bekundete. Sein Einfluß bei den Verhandlungen kann allerdings nicht bedeutend gewesen sein. Hauptgesandter war der geistreiche und begabte «Alleinherrscher im Oberland» Peter Anton de Latour[38]. Als erster Beirat wurde Jakob Ulrich Sprecher v. Bernegg abgeordnet, und Mohr ging in der Eigenschaft eines zweiten Beirats mit. Neben einem wetterfesten Politiker wie de Latour und einem erfahrenen Diplomaten wie v. Sprecher, der selbst mit Napoleon verhandelt, wird der um vieles jüngere Mohr keine große Rolle gespielt haben. Da er auch hierüber keine Nachrichten hinterlassen hat, wissen wir nur aus zwei Briefen, daß er sich die Sympathie des Kanzlers Amrhyn zu erwerben wußte, dem er dafür dankte, indem er sich später im Großen Rat für dessen Wahl zum eidgenössischen Staatskanzler einsetzte[39].

Es kann nicht erstaunen, wenn ein junger Mann, der wie Mohr sein Leben dem Wohl des Volkes widmen will, auch als Soldat der Heimat dienen möchte. Im Januar 1817 ließ er sich mit freudiger Bereitschaft unter die Milizen einreihen und wurde zum ersten Unterlieutenant in der 6. Kreiskompagnie ernannt. 1820 wurde er zum Oberlieutenant, vier Jahre später zum Quartiermeister des 1. Bataillons mit Hauptmannsrang befördert und nahm in dieser Eigenschaft 1824 am eidgenössischen Übungslager teil. Als 1826 ein Kantonalschützenverein gegründet wurde, wurde er «in Erwägung Eurer Bereitwilligkeit, alles Gemeinnützige zu fördern», zum Schützenmeister des 6. Schützenkreises bestimmt[40].

Zu dieser Zeit wohnte Mohr schon nicht mehr in seinem Heimatdorfe. Voller Mut und Hoffnungen war er 1816 ins Engadin gekommen, still und enttäuscht hat er es 1824 verlassen. Von den hohen Zielen, die er sich gesetzt, hatte er keines erreicht. Alles, was er unternommen, war über hoffnungsvolle Anfänge nicht hinausgekommen. Seine Schule gab er auf. Die Zeit der Privatinstitute war vorbei. Das Bildungswesen begann mehr und mehr Sache des Staates zu werden. Lesegesellschaft und Griechenverein waren zu sehr auf seine Person angewiesen, um zu gedeihen. Die Politik allein konnte sein Leben nicht ausfüllen. Sein jugendlicher Idealismus, der ihn ins Engadin geführt, hatte ihn verblendet. Wer sich täuschen läßt, wird früher oder später enttäuscht. Erst die Abgeschiedenheit lehrte ihn den Wert guter Gesellschaft schätzen. Mitten aus den anregendsten Kreisen der bernischen Hauptstadt sah er sich in eine ihm im Innersten fremde Umgebung versetzt. Seine Freunde waren in aller Welt, und an die wenigen Gebildeten, die

er im Engadin fand, konnte er sich, weil sie um vieles älter waren, nur schwer anschließen. Immer wieder klagte er über seine Einsamkeit, die ihm am schmerzlichsten bewußt wurde, wenn Briefe gar verlorengingen und so seine einzige Verbindung mit Gleichgesinnten des öftern unterbrochen wurde. Im Winter war man lange Wochen eingeschneit, und im Sommer brauchte man mehr Zeit für eine Reise von Süs nach Chur, als wir heute brauchen, um von Chur nach Paris zu fahren. Mohr glaubte der einsamste Mensch von der Welt zu sein. Es war unüberlegt, daß er sich im Engadin niedergelassen.

Unüberlegt und übereilt geschlossen war auch seine Ehe. Die Verbindung mit einem Mädchen aus dem Engadin entsprach zwar den idyllischen Vorstellungen, die er sich von seiner Heirat gemacht, und am Anfang glaubt er, sein Glück nicht ertragen zu können. Aber es war nicht von Dauer. Sein Glanz begann bald zu erblinden. Annette konnte ihm geistig nicht genügen[41]. Als sie im Frühling 1823 starb, mußte er seine Liebe nicht mit ihr begraben; denn die Glut war schon lange zu Asche verbrannt.

Kaum hätte es Mohr so lange im Engadin ausgehalten, wäre er nicht einer Frau begegnet, die ihm Verständnis und Liebe entgegenbrachte. Vielleicht hätte der Biograph die Pflicht, hier zu schweigen, weil er leicht Gefahr laufen könnte, die Grenzen des Taktes zu überschreiten und das Intimste zu mißdeuten. Wir würden es tun, wenn wir nicht glaubten, daß diese Begegnung zum Verständnis von Mohrs Leben bedeutungsvoll sei; denn erst nach der Trennung von Alberica v. Planta wandte sich Mohr endgültig der Geschichte als seiner eigentlichen Lebensaufgabe zu.

Alberica v. Planta-Christ lebte auf dem Schlosse Wildenberg in Zernez. Früh hatte sie ihre Eltern verloren und war dann von ihren Verwandten, die meinten, für ihr Glück verantwortlich zu sein, und zwischen Glück und Reichtum nicht unterscheiden konnten, in eine Ehe gedrängt worden, gegen die sie sich verzweifelt gewehrt hatte. Johann Baptista v. Planta, ihr Gatte, war nicht ungebildet, hatte das Institut in Malans und darauf in Stuttgart die Karlsschule besucht. Er hätte einer gewöhnlichen Frau genügen können. Alberica aber war eine ungewöhnliche Erscheinung, eine charakterstarke Frau von strenger Religiosität, einem tiefen Gemütsleben, nicht ohne Heiterkeit und reiche Phantasie. Sie war ihrem zwanzig Jahre älteren Gatten geistig überlegen. Bald tat sich zwischen den beiden Eheleuten eine Kluft auf, die sich nicht überbrücken ließ und tiefer wurde, als Planta häufig abwesend war und in Italien einen aussichtslosen Prozeß führte, der sein ganzes Interesse in Anspruch nahm und die Familie an den Rand des finanziellen Ruins brachte. In aristokratischer Abgeschlossenheit lebte Alberica in dem alten Schloß, stand mit einer Magd der

Wirtschaft vor und unterrichtet ihre Kinder Peter Conradin und Margerita im Lesen und Schreiben. Der geistige Kontakt fehlte ihr ganz[42]. Sie war einsam wie Mohr. Die beiden lernten sich kennen. Schon bei ihrer ersten Begegnung fühlten sie sich voneinander im tiefsten Seelengrunde angerührt. Sie gaben sich der trügerischen Hoffnung hin, ihre ehelichen Verbindungen würden sie vor Liebe bewahren und ihnen gestatten, sich in Freundschaft dem lange entbehrten Bewußtsein hinzugeben, einen wesensverwandten Menschen gefunden zu haben. «Aber zu spät erkannten wir, wie ganz anders es sei»[43]. Ihre Liebe wurde zur unerträglichen Qual. Sie wußten um ihre Hoffnungslosigkeit, weil beiden die Heiligkeit der Ehe als unverrückbares Gebot galt. Mohr wollte fliehen und als Freiwilliger in Griechenland kämpfen, um im äußern Sturm die innere Ruhe wiederzufinden. Seine Eltern und selbst die Gattin gaben seinem Drängen nach. Aber äußere Umstände verlangten noch Aufschub, und dann war es zu spät. Alberica erkrankte, und ihre geschwächte Gesundheit hätte keine lange Trennung ertragen. Auf die Dauer aber war ihr Verhältnis nicht zu halten. Im Februar verließ Alberica das Tal, und Mohr blieb allein zurück. Tagebuchstellen und Briefe an Otto Carisch, der beiden ein verständnisvoller Seelsorger war, zeigen einen zutiefst erschütterten Menschen, der alle Hoffnungen begraben hat und dem Zusammenbruch nahe ist. «Die heiteren Tage des Lebens sind nun vorüber, die Blumen sind abgestreift, und dem suchenden Auge begegnet nur das dürre, unabsehbare Stoppelfeld einer freudeleeren Zukunft»[44]. Von diesem Augenblick an gesellt sich zu dem Ernst, mit dem Mohr sein Leben gelebt, jene tiefe Traurigkeit, die bis ans Ende der Grundklang in seinem Wesen war.

«Meine Ansprüche an das Leben habe ich längst aufgegeben»[45]. Aber ohne Ziel läßt sich kein menschliches Dasein denken. Es sucht nach einer Aufgabe, die ihm einen Sinn gibt und es vor dem Nichts bewahrt. Mohr findet sie in der Geschichte. «Ich habe mir für die Zukunft ein Tagwerk bestimmt, das, wenn es mir gegeben wird, es zu vollenden, dem Vaterlande und denen, die mich lieben, das Denkmal meines Lebens und Zeugnis meines Strebens werden soll. Die Arbeit, die ich vorhabe, schließt sich innig an meine bisherigen Forschungen und Studien an; es ist die diplomatische Geschichte der Entstehung, Ausbildung und Begründung der Freiheit und Unabhängigkeit in allen Tälern von Graubünden»[46]. Nach der Abreise sucht er seine seit langem beiseitegelegten Urkundensammlungen wieder hervor, in denen er alles aufheben will, was von Wichtigkeit ist. «Jemand wird es hoffentlich einst nützen können»[47]. Zwei Tage in der Woche arbeitet er an der Geschichte der politischen Freiheiten. Einzelne Gerichte hat er schon eingehender untersucht, so zum Beispiel Disentis, Schams, Poschiavo und Mün-

stertal. Nun will er Thusis und Heinzenberg in Angriff nehmen. Er bittet Carisch und La Nicca um Hilfe, indem sie ihm Notizen und Abschriften wichtiger Urkunden besorgten. Das Werk soll ein «Thesaurus libertatis Rhaeticae» werden. Je mehr er sich hineinarbeitet, «desto mehr dehnt sich das Feld vor meinen Augen aus. Aber die Arbeit schreckt mich nicht ab. Ich bedarf einer solchen, um mich selbst emporzuhalten.» Alberica ist ihm versagt geblieben. Nun kann er nichts anderes mehr tun, als mit seinem Werk beweisen, daß sie ihre Liebe keinem Unwürdigen geschenkt. Ihre Liebe und die Zuneigung seiner Freunde werden ihn aufrichten, wenn Mut und Kräfte sinken wollen, schreibt er an Carisch. «Nun sei denn Gott mein Zeuge, daß ich rastlos streben werde, Eure Erwartungen zu erfüllen und Euer Vertrauen zu rechtfertigen!»[48]

Genau in der Mitte seines Lebens hat Mohr diese Worte aufgezeichnet. Die Hoffnungen, die man in ihn gesetzt, hat er nicht enttäuscht. Während dreier Jahrzehnte arbeitete er rastlos für die Erforschung der bündnerischen Geschichte, und mit unendlichem Fleiß hat er die Quellen gesammelt und bereitgelegt. Würden wir heute über das Leben eines Historikers schreiben, wenn er Alberica nie gesehen, oder wenn seine Liebe in der Ehe Erfüllung gefunden? Die Frage liegt außerhalb der historischen Erkenntnis. Sie kann nicht mit Ja oder Nein beantwortet werden. Man muß sich mit einem Vielleicht bescheiden. Wir können nur feststellen, daß von nun an die Geschichte sein ganzes Interesse in Anspruch nimmt, und vermuten, daß ihn dieses Erlebnis immer wieder zur Arbeit angespornt hat. Es wäre überhaupt interessant, zu wissen, wie groß der Einfluß der Frau auf den Gang der Geschichte gewesen ist. Wir meinen nicht jene Frauen, die sich zu falschem Spiel im Dienste der Politik haben mißbrauchen lassen, und auf die die Literaten sich stürzen. Wir denken an jene, die ganz im Stillen wirkten und mit ihrem Wesen das Leben eines Mannes so zu erfüllen und zu bereichern imstande waren, daß er die große Welt ließ, wenn seine Liebe erwidert, oder sie aufsuchte, wenn er enttäuscht wurde; an die, die seinen Mut täglich erneuert haben, und auch an jene, die seinen Willen gelähmt, wenn sie ihm nicht genügten.

Unsere nächste Aufgabe wird darin bestehen, die Wege aufzuzeigen, die Mohr zur Geschichte geführt haben, der er in diesen entscheidenden Tagen sein Leben verschrieb. Wir haben bisher nur am Rande davon gesprochen und kehren nochmals in seine Berner Jugendzeit zurück.

DER WEG ZUR GESCHICHTE

Geschichte als Fach stand schon auf dem Lehrplan der obern Stufe des Gymnasiums, in das Mohr im Herbst des Jahres 1808 eintrat. Er spricht nie davon. Nur die Monatszeugnisse verraten, daß er in den Geschichtsstunden zu den eifrigsten Schülern zählte. Sein Fleiß und Betragen werden als tadellos gerühmt. Der Unterricht selbst dürfte zwar wenig hinreißend gewesen sein. Bemerkungen wie «lernt die Data gut» oder «hat Mühe, die Data zu behalten», die bei andern Schülern angebracht sind, lassen auf eine ziemlich trockene Betrachtungsweise schließen[1]. Nicht in den Hörsälen der Akademie wurde in Mohr und seinen Freunden die Begeisterung für die Geschichte entfacht. Auch hier haben sie den Weg sich selber suchen müssen. Ihr Führer und Vorbild war Johannes v. Müller.

Der Einfluß Müllers auf die Schweiz und das deutsche Geistesleben kann nicht hoch genug veranschlagt werden. Ihn zu verfolgen und deutlich zu machen, ist ein Problem, das der historischen Forschung zu lösen noch aufgegeben ist. Eine Untersuchung müßte den Verfasser der Schweizergeschichte, den Universalhistoriker und den Briefschreiber Müller gesondert betrachten. Durch seine Briefe hat er auf die Romantiker nachhaltend eingewirkt. Seine Universalgeschichte hat in Deutschland den historischen Boden aufgelockert, und mit der Schweizergeschichte hat er sich in erster Linie um unser Land verdient gemacht. Was Scheuchzer in der Naturforschung und Albrecht v. Haller in der Dichtung, hat Müller mit der Geschichte zur Stärkung des schweizerischen Nationalbewußtseins getan. Er hat das eidgenössisch-vaterländische Gefühl nicht geweckt, aber es erwärmt und vertieft mit einer Glut, wie keiner vor oder nach ihm[2].

Im Winter 1785/86 hatte Müller selber in Bern Vorlesungen über Schweizer Geschichte gehalten. Damals schon waren ihm die Herzen der jungen Berner zugeflogen. Mit Enthusiasmus folgten sie seinen Vorträgen und hofften, daß mit seinem Einfluß eine Neugestaltung der staatlichen Verhältnisse möglich werde[3]. Müller selbst zählte den Aufenthalt in Bern zu den glücklichsten Zeiten seines Lebens. «Ich werde eher dieser meiner rechten Hand vergessen als der uns damals insgemein begeisternden Gesinnung für die verehrungswürdige Republik...», heißt es in der Vorrede zum ersten Band der Schweizergeschichte. 1808 war der große Gelehrte

gestorben. Doch blieb sein Geist in seinen Werken lebendig und vermochte auch den Berner Freundeskreis um Mohr völlig in seinen Bann zu ziehen. Seine Bücher werden am eifrigsten gelesen. Die deutschen Klassiker und Philosophen treten ganz in den Hintergrund, und selbst Rousseau wird von Müllers Glanz überstrahlt. In der Geschichte glauben sie den Schlüssel gefunden zu haben zu allen Geheimnissen und Rätseln, die ihnen ihr junges Leben aufgibt. Die Begeisterung für schweizerische Geschichte und Sage ist «gewissermaßen der Tribut, den die Jungmannschaft des nüchternen Bern der Romantik» entrichtet[4]. Müllers Darstellungen gelten als unerreicht, weil er erzählt, ohne zu «räsonieren». Man will sich an der Geschichte berauschen, nicht sie durchdenken. Das Räsonieren würde immer wieder den Zauber der Vergangenheit bannen und einen daran hindern, sich ganz dem Geschehen hinzugeben. Man will die Vergangenheit neu erleben wie Müller selbst, der durch Jahrhunderte ging und selber an allen Ereignissen teilnahm. Imponierend sind die Briefstellen, in denen er seinen Bruder über das Werden seines Werkes unterrichtet: «Ich rüste mich, im Sihlfeld zu streiten; bald fällt der mächtige Bürgermeister...»[5], «Ich komme auf Carls von Burgund höchstmerkwürdigen Charakter. Soeben begrub ich, mit prächtigem Ehrenkranze, den guten Philipp»[6]. «Übrigens ist mit größter Gemütsbewegung Hans Waldmann vollendet worden»[7].

Die Geschichte tritt als neues Bildungselement in das geistige Leben der Berner Studenten. Manchmal meldet sich bei ihnen fast das schlechte Gewissen, wenn sie ihr Interesse an der antiken Poesie, dem A und O der humanistischen Bildung, schwinden sehen, und nur mit Scheu gesteht der eine dem Freund: «Kannst Du Dir vorstellen, daß ein schön geschriebenes Kapitel aus einem Lieblingsgeschichtsschreiber... auf mich den größeren Eindruck macht als die schönsten Oden von Horaz, als sogar die herrlichsten Stücke aus Homer?»[8]. In der Geschichte «lebe und webe ich ganz; es ist meistens meine Erholung.» Baggesen zieht einen Vergleich zwischen Homer und Müller. Sie würden sich darin gleichen, daß bei beiden die geschilderten Ereignisse neu erstünden. Aber er reicht den Lorbeer Müller; die Kunst des Historikers erscheint ihm größer, weil dieser sich an das Gegebene halten müsse, der Dichter aber frei nach seiner Phantasie wählen und ordnen könne[9].

Kaum eine Lesergemeinschaft hätte den Wünschen und Hoffnungen Müllers besser entsprochen als die der Berner Studenten; denn sie waren Jünglinge und waren Freunde. Für junge Leute hatte Müller immer eine Vorliebe gehabt. Niemand konnte sie besser behandeln als er, und kaum jemandem haben sie größeres Vertrauen entgegengebracht[10]. Alle seine Werke schreibt er nur für Jünglinge oder noch Ungeborene[11]. Mit Genugtuung stellt er

fest, daß die jungen Offiziere in den Schweizer Regimentern edel denken, «Vernunft und wahren Nationalsinn» hätten. Die Jugend wäre für das Wahre und Gute wohl zu begeistern, aber die Professoren seien an vielen Orten durch die höhere Kritik und einige Philosophie ganz vertrocknet. Ihre eigenen Worte fanden die Theologiestudenten hier bestätigt. Sie hatten sich als Freunde zu einer Gesellschaft zusammengeschlossen. Ohne Freundschaft kann sich Müller Geschichte nicht denken. Freundschaft hält er für «eine der besten Beschäftigungen des Lebens»[12]. Einen neuen Bekannten rühmt er vor allem der Eigenschaft wegen, «daß er ganz Freund zu sein» wisse[13]. Er wünscht sich einen «gefühlvollen Freund», mit dem er gemeinsam schöne Stellen, die ihm begegnet, lesen und die «Wissenschaft genießen» könne[14]. In der Freundschaft glaubt man, sich gegenseitig im Willen, dem Vaterland zu dienen, bestärken, in die Geschichte besser einfühlen zu können. Dieses gemeinsame Sich-versenken in die Vergangenheit entzog den Forscher den Strömungen seiner eigenen Zeit. Er findet nur so jene Geborgenheit und Ruhe, die ihm eine ungetrübte Anschauung der Geschehnisse ermöglicht[15]. Wie nahe diese Auffassung der Müllers kommt, mögen die Worte deutlich machen, mit denen Mohr einem Freunde den ersten Band der Schweizergeschichte widmet: «In einsamen Stunden, zurückgezogen von den Geräuschen der Welt, wenn Dein Herz Stärkung sucht in der herrlichen Darstellung unserer Jahrhunderte — dann, mein Geliebter, weihe einen Augenblick dem Andenken Deines Theodor Conradin Mohr»[16]. Diese Widmung könnte fast von Müller selbst geschrieben sein. Satzbau und Wortwahl erinnern an ihn. Mohr hat seinen Stil an Müller gebildet. Bis in späte Jahre hinein schimmert das Vorbild der Jugend immer wieder durch. Das «Herz, das Stärkung» sucht, und das «Weihen» zeugen von dem heiligen Ernste, mit dem man sich in die Vergangenheit vertiefte. Die Geschichte war ein Tempel Gottes und die Forscher seine Priester.

Von Müllers Schriften sind die Universalgeschichte, die Schweizergeschichte und die Briefe an seinen Bruder Johann Georg bekannt. Die Universalgeschichte steht bei manchen in der Lektüre an erster Stelle. Sie wollen sich einen Überblick über das Ganze verschaffen und dann, vom Allgemeinen zum Besondern fortschreitend, die Schweizergeschichte lesen. Spürbaren Einfluß haben auch die Briefe Müllers auf Anschauungen und Lebensgestaltung der Studenten um Mohr ausgeübt. Auf Schritt und Tritt begegnet man in ihren eigenen Briefen Gedanken, die Müller gegenüber seinem Bruder geäußert. Über allem steht die Liebe zur Vergangenheit, die immer neu in ihnen aufblüht, die Liebe zur Heimat und die Bereitschaft zum Dienst am Vaterland, auf dessen Altar

Müller seine Schweizergeschichte gelegt. Sie stimmen mit ihm überein in der Verehrung, die er Herder und Jean Paul entgegenbringt, in der Ablehnung der zeitgenössischen Philosophie, in der Bewunderung für Schleiermacher und der Opposition gegen die Orthodoxie. An Müller erinnert ihr Freundschaftsenthusiasmus, die gemeinsame Lektüre und gegenseitige Führung, ihr Ärger über den studentischen Ton. Auch ihre Arbeitspläne, mit einer genauen Zeiteinteilung für das Studium, haben bei Müller eine Parallele, und das viele Exzerpieren, das einen wesentlichen Teil ihrer Beschäftigung ausmacht, haben sie von ihm gelernt.

Am glühendsten verehren sie die Schweizergeschichte. Darin spiegelt sich die Größe des Vaterlandes, das sich in jenen Jahren noch lange nicht von seinem tiefen Fall erholt hatte. Während seines Aufenthaltes in Spiez vertieft sich Baggesen in die Schweizergeschichte. Er ist darob entzückt und begeistert; es gibt kein Kapitel, das er nicht dreimal lesen würde. Er weint, weil er zu spät auf die Welt gekommen, um dem Vaterland eine Geschichte zu schreiben, da Müller, der vor ihm geboren worden war, diese Aufgabe erfüllt und ihm nichts übriggelassen habe[17]. Mohr bleiben diese Tränen erspart. Was Müller für die Schweiz gewesen, wollte er seinem engeren Vaterland werden. Die Geschichte Graubündens war noch nicht geschrieben, und wer sollte ihn daran hindern, ein Thucydides alt fry Rhätiens zu werden? Es könnte keinen bessern Weg geben, um sich Ruhm und Unsterblichkeit zu erwerben. Im Frühling 1812 ist Mohr auf dem Gipfel seiner Hoffnungen[18].

Was bedeutet aber den jungen Studenten die Historie? Sie sehen in ihr eine göttliche Offenbarung und ein Mittel zur Erziehung und geben sich damit neuerdings als Jünger Müllers zu erkennen. Nach dessen Bekehrung zum Glauben, die die Epoche seiner religiösen Indifferenz abschloß, sah er in der Geschichte den Willen Gottes deutlich werden und wollte in ihr nach Sinn und Bestimmung suchen, die Gott dem Menschen gegeben. Damit wurde er der Begründer des religiösen Historismus, den Ranke später in vollendeter Form vertreten hat[19]. Das Religiöse in der Geschichte wird von den Studenten weniger beachtet. Mohr äußert sich nie dazu. Einzig Baggesen spricht an einer Stelle davon. Er nennt sie ein Buch, in dem der Forscher lesen könne und «wie in einer Offenbarung der Gottheit Welt, Menschen und Vorsehung kennen» lernen[20]. Weniger als göttliche Offenbarung denn als Mittel zur Erziehung interessiert die Geschichte die Jugend. Obschon Müller um die Unwiederholbarkeit historischer Ereignisse wußte und damit dem geschichtlichen Denken nahe kam, entpuppt er sich doch immer wieder als Vertreter des Pragmatismus[21]. Er will weniger Regeln aufstellen, nach denen in einem bestimmten Augenblick und unter bestimmten Umständen zu handeln wäre,

sondern die Werte betonen, die die sicherste Gewähr leisten für Wohlergehen und Freiheit des Vaterlandes. Heldenmut, Opferbereitschaft, Bürgertugenden und Zusammengehörigkeitsgefühl sind nach ihm die Eigenschaften, die ein Volk pflegen muß, wenn es sich erhalten will. Darum wendet er sich mit seinen Büchern auch in erster Linie an Jünglinge und Lehrer, weil er so am direktesten wirken kann.

Für Müller als Schweizer und Bürger einer freien Stadt ist es sicher bezeichnend, daß er auf das politische und öffentliche Leben wirken will und nicht auf das private. Er will weniger die Jünglinge als Individuen, denn als Bürger beeinflussen und sie für das Wahre und Gute begeistern, damit sie es in den Staat hineintragen und dort verwirklichen. Darum bedeutet ihm die Mitwelt wenig. «Ein Publikum zu haben, daran liegt mir nichts; die Nachwelt sei es!»[22] Sein Pragmatismus ist von unvergleichlicher Kühnheit. In der Vorrede zum ersten Teil der Schweizergeschichte bekennt er, daß er das Buch nicht nur um der Ehre des Landes willen geschrieben habe, «sondern um eine Sammlung von Erfahrungen über eine so unschuldige und wohltätige Einrichtung für Völker, die etwa noch nicht sind, auf die Nachwelt zu bringen». Müller begnügt sich also nicht damit, auf jene zu wirken, die ihn überleben. Noch in der fernsten Zukunft soll man auf ihn hören, und Völker sollen ihn als Lehrer verehren, die zu seinen Zeiten noch nicht einmal lebten. Wohl nie ist mit größerem Sendungs- und Selbstbewußtsein Geschichte geschrieben worden als von Johannes v. Müller. Aber nur so war es ihm möglich, sein Leben aufzurichten und hochzuhalten.

Es kann nicht überraschen, wenn Mohr und seine Freunde diesen Pragmatismus kritiklos übernehmen. Sie waren erfüllt von den Lehren Rousseaus, vom Glauben an Erziehung und kannten keinen sehnlicheren Wunsch, als auf die Jugend wirken zu können. In der Geschichte sahen sie das geeignetste Mittel dazu; denn sie selbst lebten in ihr, waren von ihr hingerissen und glaubten darum, auch andere durch sie für große Taten begeistern zu können. Keine Bücher schienen ihnen zur Erziehung der Schweizerjugend geeigneter als die Geschichte der Eidgenossenschaft und die Briefe Müllers an seinen Bruder. Sie sind überzeugt vom «Einfluß der Geschichte auf die Moralität des Menschen» und bewundern bei Müller «die herrliche Tendenz aufs Praktische»[23].

Sie können sich nichts Schöneres denken, als Lehrer zu sein und die ihnen anvertraute Jugend über die Vergangenheit zu unterrichten. Mohr ist, soviel wir wissen, nicht dazugekommen. Sein Wunsch, den er Carisch gegenüber geäußert, blieb unerfüllt: «Wenn das Schicksal mir das Glück verschaffte, im Schoße des Vaterlandes einer Anzahl edler Jünglinge die Geschichte Rätiens so vorzutragen, daß sie von der Liebe zu demselben entflammt

würden, wie ich es von Tag zu Tag mehr werde, so glaube ich, ich würde wie Simeon sprechen, als ihm der Anblick des Messias zuteil wurde!»[24] Was Mohr versagt blieb, konnten Baggesen und Gotthelf verwirklichen. Während des Aufenthaltes in Spiez als Hauslehrer unterrichtete Baggesen seinen Zögling, indem er Exzerpte von Müllers Geschichte anlegte und diese so vereinfachte, daß er sie ihm in die Feder diktieren konnte. Am Abend pflegte er in Gesellschaft vorzulesen. Er las neben den deutschen Klassikern auch aus Müller und hatte die Genugtuung, daß dieser ungemein gefiel. Auch von Gotthelf erfahren wir Ähnliches, als er an der Berner Elementarschule unterrichtete: «Mit was ich mir die Buben vorzüglich gewann, war das Erzählen, wozu ich Gegenstände aus der alten Geschichte, besonders der vaterländischen nahm, und jede derselben schloß ich wie Cato: sie sollen nun sehen, daß das höchste die Freiheit, das Recht, für diese alles aufgeopfert werden müsse, daß den Mutigen immer Ehre, den Feigen immer Schande treffe»[25]. Auch in den Kursen für Volksschullehrer in Burgdorf, an denen er bedeutend später, in den Jahren 1834—1836, wirkte, übernahm er den Unterricht in Schweizergeschichte.

Wie groß auch immer Müllers Einfluß gewesen sein mag, stärker dürfte er auf keine Generation eingewirkt haben als auf jene, die am Ende des 18. Jahrhunderts geboren wurde. Die Menschen der gleichen Generation berühren sich meistens in ihren Anschauungen weit mehr, als ihnen selber bewußt ist, weil sie in ihrer Jugend von einem gleichen, ganz bestimmten Lebensgefühl erfüllt waren, das sie für immer von Ältern und von Jüngern unterscheidet. Mohr ist der einzige aus dem Freundeskreis, der sein Leben der Historie gewidmet hat. Aber die Liebe zur Geschichte, die Johannes v. Müller in ihnen geweckt, ist allen — soweit wir es verfolgen können — bis ans Ende ihres Lebens geblieben. Carisch sammelte eine Zeitlang selber Urkunden, war später eifriges Mitglied der Geschichtsforschenden Gesellschaft und las, als er in den Ruhestand getreten, mit besonderem Vergnügen in Rankes Werken[26]. — Friedrich Stettler schrieb als Professor in Bern neben seinem Bundesstaatsrecht der Schweizerischen Eidgenossenschaft 1845 eine Staats- und Rechtsgeschichte des Kantons Bern, die von den ältesten Zeiten bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts heraufreichte. — Bernhard Studer gab im Jahre 1863 eine Geschichte der physischen Geographie der Schweiz heraus, in der er alles zusammentrug, was er an geographischen und topographischen Erkenntnissen schweizerischer und auswärtiger Gelehrter über unser Land von der Antike bis ins 19. Jahrhundert finden konnte. Er wollte mit seinem Buche den schweizerischen Pionieren der Naturwissenschaft für ihre Leistungen danken und der Meinung des nichtdeutschen Auslandes entgegentreten, «die Schweiz sei,

bevor englische Touristen sie besuchten, ein Land der Pfahlbauten und Steinäxte gewesen»[27]. Auch müßte es — wie er meinte — von hohem Interesse sein, die Leistungen der Vorfahren, die unabhängig vom Staat, als private Gelehrte in der Familie oder einem kleinen Freundeskreis wirkten, mit denen der neuesten Zeit zu vergleichen, wo die Wissenschaft jedem Begabten offenstehe und der Staat mit Schulen und Universitäten eine gründliche Ausbildung ermögliche. — Baggesen seinerseits veröffentlichte wenige Jahre vor seinem Tode eine Schrift über Albrecht v. Haller, der er dessen Korrespondenz mit Voltaire anfügte. — Eindrucksvoll ist das Beispiel Robert v. Erlachs. Als er nach einem arbeitsreichen Leben als Politiker und Gutsverwalter in den Ruhestand trat, fand er endlich Zeit, seiner bis dahin zurückgehaltenen Liebhaberei für die Geschichte freien Lauf zu lassen. Mit 72 Jahren begann er Archive zu ordnen, kopierte Urkunden, arbeitete sich in Fragen der Genealogie, der Quellenforschung und Chronologie ein und publizierte eine Reihe historischer Aufsätze[28]. — Schließlich hat auch Gotthelfs Begegnung mit der Geschichte in seinen Novellen «Der Knabe des Tell», «Kurt von Koppigen», «Der letzte Thorberger» und anderen, reiche Frucht getragen. Paul Mäder hat die Quellen seiner historischen Novellistik zum Gegenstand einer eingehenden Untersuchung gemacht und den Nachweis erbracht, daß Gotthelf ein ausgesprochenes Bedürfnis empfand, seine Dichtungen in historischem Grund zu verankern. Neben den volkstümlichen Darstellungen, die in jedermanns Hand waren, stützte er sich auch auf Spezialstudien. Seine Kenntnis der geschichtlichen Publikationen war weit größer als die eines durchschnittlichen Laien. Trotzdem blieb das Werk Johannes v. Müllers seine erste Quelle. Die Schweizergeschichte, die er von Jugend auf verehrte, war ihm während seiner schriftstellerischen Tätigkeit immer gegenwärtig, und wie man seine Jugendneigung nie oder nur schwer ganz zu überwinden vermag, hat sich auch Gotthelf durch die später einsetzende kritische Forschung in seiner Verehrung und Bewunderung für Müller nicht irremachen lassen und seine Autorität nie angezweifelt. Andere Historiker konnten ihm stoffliche Bereicherung vermitteln. Aber für Deutung und Wertung war Müller allein maßgebend, weil auch er an die Kraft Gottes glaubte, die in der Geschichte sich offenbare[29].

Es ist reizvoll, in diesem Zusammenhang einen Blick auf Deutschland zu werfen. Sein größter Historiker, Leopold Ranke, gehörte zur gleichen Generation wie Mohr; er wurde 1795 geboren, also nur ein Jahr nach ihm. Auch er hat Müller viel zu verdanken und ihm seine Bewunderung nicht versagt. Er hat in seinem Werk jene gewaltige Pyramide aufgetürmt, zu der Müller die Grundsteine gelegt. An ihn muß man unwillkürlich denken, wenn

Müller sich mit der Rolle eines Wegbereiters bescheiden will, der wie Herodot «durch das Vorlesen seiner Arbeit in der Seele des Jünglings Thucydides diejenige Nacheiferung entflammt, wodurch Griechenland einen ungleich größeren Staatsmann zum Geschichtsschreiber bekommen»[30]. Thucydides hatte Herodot zugehört und wurde zum bedeutendsten Hellenen, der Geschichte schrieb. Ranke hatte Müller gelesen und wurde sein Nachfolger und Vollender, der nicht allein zum Geschichtsschreiber eines Landes, sondern zum Historiker eines Kontinents, ja der Welt aufstieg.

Zu jener Zeit, da in Mohr der Entschluß, das Studium der Theologie aufzugeben, heranreifte, trat er mit einem Manne in Verbindung, der sein Vorbild und Lehrer wurde und ihm neue Wege ins Reich der Geschichte wies. Es war Johann Ulrich v. Salis-Seewis. Keiner der beiden wird damals geahnt haben, daß Mohr so bald sein Erbe antreten und mit großer Treue das Feuer hüten sollte, das Salis entzündet hatte. Johann Ulrich war ein jüngerer Bruder des Dichters Johann Gaudenz v. Salis-Seewis, der mit Johannes v. Müller und Pestalozzi am Anfang des 19. Jahrhunderts zu den drei berühmtesten Schweizern zählte. Der Ruhm der Dichter reicht weiter als der der Gelehrten. Man trifft noch heute in Deutschland Menschen, die Verse von Salis lesen. Den Bruder des Lyrikers aber kennt man im Reiche nicht; auch in der Schweiz sind es nur wenige und in Graubünden nicht viele, die von ihm wissen. Aber wer ihn kennt, wird ihn verehren und bewundern.

Johann Ulrichs Leben fällt zwischen 1777 und 1817[31]. Zwischen dem 18. und 19. Jahrhundert bewegt sich auch seine geistige Welt. Über seinen Jugenjahren leuchtet noch ein letzter Schein der Aufklärung. In Stuttgart besucht er die Schule, in Marburg die Universität. Die vielseitigen Studien, die er betreibt, entsprechen seiner Begabung und dem Geist des Jahrhunderts. Er hört Vorlesungen über Völkerrecht, Geschichte und als Kind eines physiokratischen Zeitalters Ökonomie, Statistik, Tiermedizin, Botanik, Feldmessen, Land- und Forstwirtschaft. Daneben pflegt er die schönen Künste. Für Musik hat er eine besonders reiche Begabung. So oft er kann, besucht er die Oper, und ist selber ein vorzüglicher Pianist. Er studiert Baukunst, zeichnet und malt und gilt als großer Freund des Theaters. Vornehm ist sein Lebensstil; er ist ein kühner Fechter, ein sicherer Reiter, ein galanter Tänzer, ein vollkommener Weltmann, als ihn mit dreiundzwanzig Jahren ein schrecklicher Schlag trifft: Seine Beine werden gelähmt; er bleibt für sein Leben ein Krüppel. — Alle Hoffnungen, die man in die Hilfe der Ärzte gesetzt hatte, wurden enttäuscht. Nach langer, qualvoller Behandlung mußten sie ihre Bemühungen einstellen. Das äußere Leben

brach für Johann Ulrich zusammen. Um so reicher wurde sein inneres.

Er richtete sich im «Bothmar» ein, einem Landhaus auf dem Sand in nächster Nähe der Stadt Chur, das damals noch mitten in Wiesen und Bäumen lag, und bald sammelte sich um ihn ein Kreis geistig hochstehender Persönlichkeiten aus Chur und der Umgebung. Er selber arbeitete sich innerhalb weniger Jahre zum ersten und unternehmendsten Gelehrten in Graubünden auf, und bald war sein Name weit über die Grenzen des Kantons hinaus bekannt. Wie auf der Hochschule, befaßt er sich mit den verschiedensten Gebieten des Wissens und der Kunst. Er treibt botanische Studien, macht meteorologische Beobachtungen, Höhenmessungen und Ortsbestimmungen. In seinem Hause wird häufig gelesen und musiziert. Einmal wagt man es sogar, mit einem Konzert an die Öffentlichkeit zu treten. Seine erste größere Arbeit war die Redaktion des «Neuen Sammlers», den die 1803 neu gegründete Ökonomische Gesellschaft herausgab. Sie war das letzte Zeugnis physiokratischen Denkens in Graubünden. Der «Neue Sammler» wollte, wie Johann Ulrich in seinem ersten Vorwort feststellte, in erster Linie Fragen der Landwirtschaft bearbeiten, daneben aber auch andere Erwerbszweige beachten und alles aufnehmen, was sich «auf Bildung überhaupt bezieht»[32]. Gegenüber früheren Publikationen bedeutet das ein Fortschritt. Die schwärmerische Verehrung des Landbaus, wie sie das 18. Jahrhundert kannte, ist nicht mehr lebendig.

Die vielseitige Beschäftigung Johann Ulrichs in den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft war mehr als nur liebenswürdiger Dilettantismus. Er hat seine Studien mit großem Fleiß und Gewissenhaftigkeit betrieben. Sie sind von einem Ernst erfüllt, dem das Spielerische des bloßen Liebhabers fehlt. Er ist vielmehr der Typus des Menschen, dessen Ideal noch immer die enzyklopädische Bildung der Aufklärung war. Aber dieses Ideal begann mit den Jahren zu verblassen. Seine Interessen wandten sich immer deutlicher einem einzigen Gegenstande zu: der Geschichte. Sie nahm ihn bald ganz in Anspruch. Deutlich zeigen das seine Aufsätze im «Neuen Sammler», die schon im Jahre 1812 ausschließlich historische Themata behandeln. Auch hierin steht sein Leben zwischen zwei Welten: In ihm wandelt sich der Polyhistor des 18. zum Fachgelehrten des 19. Jahrhunderts. Seine geschichtlichen Arbeiten haben seinen Namen bekannt gemacht, und als Historiker lebt der früh Verstorbene in der Erinnerung der Mit- und Nachwelt fort.

Auf eine neue Art, Leben und Menschen zu sehen, weisen schon seine dialektologischen Untersuchungen hin, die nicht aus dem normativen Denken der Aufklärung, wohl aber aus der romantischen Liebe zum Urtümlichen und Mannigfaltigen zu verstehen

sind. Salis ist vermutlich der erste, der sich in Graubünden wissenschaftlich mit den verschiedenen Mundarten beschäftigt hat. Als bündnerischer Gewährsmann lieferte er Franz Josef Stalder für sein Wörterbuch verschiedene Beiträge und wurde von diesem an erster Stelle seiner Mitarbeiter genannt[33]. Mit Geschichte hatte sich Johann Ulrich schon auf der Universität in Marburg beschäftigt. Er las anerkannte Darstellungen, scheint aber keine selbständigen Forschungen gemacht zu haben. Diese setzen erst 1804 mit unerfahrenem, recht hilflosem Suchen ein. Er liest lateinische Autoren und legt aus ihnen Exzerpte an. Daneben arbeitet er für Johannes v. Müller. Dessen Werke hatten ihn schon als Jüngling begeistert. Nun stand er selber mit ihm in Briefwechsel, und Müller wandte sich, oft auch nur durch seinen Bruder, an ihn, wenn ihm Dokumente aus der Bündner Geschichte fehlten. Johann Ulrich schickte bereitwillig, was er finden konnte, und ließ für ihn durch den jungen Wolfgang Killias eine Abschrift von Campell anlegen, die nur das enthalten sollte, was für Müller wichtig war. Die Auswahl zu treffen, überließ er Salis selbst[34]. Besonders schätzte Müller die «Bemerkungen» zur Schweizergeschichte, in denen ihn Salis auf kleine Irrtümer aufmerksam machte: «Ulrich von Salis sage ich den herzlichsten Dank für seine Bemerkungen (zur Schweizergeschichte). Einige derselben sind wirklich beschämend; weil ich selbst auch das Bessere (z. B. wegen via mala) gewußt, aber in der Hurry, womit ich die neue Ausgabe liefern mußte, vergessen habe, zu ändern. Jetzt wird alles sogleich berichtigt... Von allen diesen Notizen geht keine verloren. Möchte ich deren recht viele bekommen. Leider ist Rätien eine der Gegenden, welche ich am wenigsten selbst gesehen; das hoffe ich noch einzubringen, und habe dazu manch hübsches Projektchen»[35].

Im Kreise um Johann Ulrich v. Salis-Seewis entstand dann auch jener Gedanke, der die letzten Tage Johannes v. Müllers verklärte. Daniel v. Salis-Soglio, der Schwager des Historikers, mit dem dieser oft vierhändig Klavier spielte, Urkunden sammelte und registrierte, wollte der Tagsatzung den Vorschlag unterbreiten, Müller in die Schweiz zu rufen und ihm mit einem Gehalt zu ermöglichen, seine Geschichte zu vollenden. Er wandte sich damit an dessen Bruder Johann Georg. Die Abgeordneten wären sicher für den Plan zu gewinnen, meinte er, da alle Müllers Geschichte als klassisches Werk verehrten und «als ein solches zu schätzen wissen, das von jedem Gebildeten zu reiferer Prüfung seines persönlichen Betragens in der jetzigen Zeit benutzt werden, und also auf die Erhaltung des Staats (insoweit sie von innen befördert werden kann) Einfluß haben könnte.» Und sollte die Not der letzten Jahre «uns nicht einen Wink gegeben haben, wie sich ein dauerhafteres Glück auf Grundsätze und Wissenschaften bauen lasse?»[36]

Johannes v. Müller nahm den Vorschlag überglücklich, aber skeptisch auf; denn er zweifelte daran, daß alle Orte ihm zustimmen würden. «Bei vielen Armut, bei andern Mißgunst, auch Vorurteile. Unter neunzehn, es ist wahr, trifft es jedem nicht viel; es gibt ihrer aber, denen sehr wenig auch viel ist»[37]. Trotzdem sinnt er beständig dem Plane nach, «der das Vaterland vor den Völkern ehren», von dem man gerne in den Jahrbüchern lesen würde[38]. Er wollte sich dieser Großmut würdig erweisen und die Reformationsgeschichte so darstellen, daß beide Kirchen zufrieden wären. Noch auf dem Totenbette erfüllt ihn der «süße Traum», der ihn zu neuen Plänen ermutigt. «Eine Zeit in Zürich über Simlerianis, und zu Aarau über Zurlaubens unerschöpflichen Manuskripten, in Rätien bei den Salischen Schätzen, die Redingsche Chronik; die Aussicht eines Ganzen, Vollendeten; hierauf das Epos der Menschheit...»[39] — Über den Vorschlag Salis' mußte nicht beraten werden. Kurz darauf ist Johannes v. Müller gestorben. Als die Kunde von seinem Tode nach Freiburg kam, wo die Tagsatzung sich versammelt hatte, konnten die Beratungen nicht weitergeführt werden. Die Trauernachricht hatte die Gesandten zu sehr erschüttert[40]. Vielleicht wurde ihnen damals zutiefst bewußt, wen sie verloren; daß ein Mann von ihnen gegangen, den die Heimat hoch gelobt, dem sie aber wenig gedankt hatte.

Die Arbeit für Johannes v. Müller hatte Salis tiefer in die Geschichte geführt und ihm die Gewißheit gegeben, daß nur ein umfassendes Studium der Quellen zu einem befriedigenden Ergebnis führen könne. Bis ins 8. Jahrhundert hinauf suchte er alles, was er in den griechischen und lateinischen Autoren über Rätien finden konnte, zusammen. Von überallher wurden ihm Manuskripte gebracht. Aus dem Kloster Pfäfers erhielt er ein ganzes Urkundenpaket. Im Jahre 1811 beginnen seine historischen Publikationen. Es geht Salis nicht darum, seine Leser zu begeistern oder zu belehren, wie Müller es wollte. Nüchtern stellt er fest, was bekannt ist, und ganz unbefangen bemerkt er, daß er dies nicht wisse und jenes Problem den Geschichtsforschern noch immer ein Rätsel sei[41]. Im Aufsatz über die Juliersäulen zieht er einfach eine Bilanz der bisherigen Forschungsergebnisse, an die sich nun weitere anschließen können. Es ist schwer, sein historisches Sehen zu erfassen, weil er es meistens bei der Aufzeichnung der Tatsachen bewenden läßt. Eine einzige Stelle beweist, daß er geschichtliches Denken sich zu eigen gemacht hat. Sie steht in den Nachrichten über die Vazer und heißt: «Sehr irrig würden wir in frühere Jahrhunderte die Verhältnisse späterer hineintragen, wenn wir Walthers Freigebigkeit an das Kloster Churwalden betadeln wollten»[42]. Sein schönster Aufsatz ist der eben genannte über das Geschlecht derer von Vaz, in einem glanzvollen Stil geschrieben, und die kunstvolle Darstellung,

besonders des mittleren Teiles, macht die Lektüre noch heute zu einem Genuß. Man kann den Beifall verstehen, den man ihm für seine Arbeit bekundet. Die Schweizerische Geschichtforschende Gesellschaft in Bern ernannte ihn einstimmig zu ihrem Mitglied, und Friedrich v. Mülinen forderte ihn auf, in gleicher Weise die Grafen v. Werdenberg zu behandeln.

Was Johann Ulrich als letztes Ziel vorschwebte, war eine Darstellung der ganzen Bündnergeschichte. Über Jahre hin erstreckten sich seine Vorarbeiten, indem er reiches Urkundenmaterial aus den Archiven des ganzen Landes zusammentrug und sich eingehend mit der entsprechenden Literatur befaßte. Über dieser Arbeit ist er gestorben. Auf uns gekommen ist einzig eine Übersicht der Geschichte Graubündens, die von den Anfängen bis 1471 reicht. Sie war vermutlich als Grundlage einer zusammenfassenden Darstellung gedacht. Mehr als eine Übersicht kann sie nicht genannt werden. Auf hundert Druckseiten gibt er eine einfache Zusammenstellung der wichtigsten Ereignisse. Er hält nur das fest, was er beweisen kann, und verzichtet auf jede Kunst. Die Aufzählung ist monoton und wirkt ermüdend. Nur bei der Beschreibung des Schwarzen Bundes, die er Tschudi entnommen, gerät er in Bewegung und schildert den nächtlichen Zug, dem es an Zauber nicht fehlt, farbig und bewegt. So wollte er offenbar seine Geschichte schreiben, fällt aber sogleich wieder in die alte Monotonie zurück und reiht Feststellung an Feststellung. Zum Vorbild für sein Werk wollte er sich nicht Müller, sondern die Florentinische Geschichte Macchiavellis nehmen; denn seine «ungezwungene und doch so fein entwickelte Darstellung» erschien ihm unerreicht und als Muster für eine rätische Landesgeschichte geeignet, weil in beiden «Familienparteiungen eine so große Rolle spielen»[43].

Um sein Werk auf möglichst feste Grundlagen zu stellen, suchte v. Salis auch aus entfernten Archiven Nachrichten zu erhalten. In Bern, wo er mit bedeutenden Persönlichkeiten Beziehungen unterhielt, glaubte er, lasse sich manches finden. Er wandte sich daher an Carisch, auf den ihn Professor Schnell aufmerksam gemacht hatte, mit der Bitte, er möchte in Stettlers Chronik über die Verhandlungen wegen des Veltlins und seine Abtretung an die Bündner durch Max Sforza nachschlagen. Da aber Carisch zu dieser Zeit Bern verließ, um in Bergamo seine Stelle als Hauslehrer anzutreten, gab er die Arbeit an Theodor v. Mohr weiter. Im Sommer 1814 schrieb dieser an Salis und sandte ihm das gewünschte Exzerpt. Von der Antwort ist Mohr bewegt: «Er hat mir einen Brief geschrieben, der mir noch auf meinem Sterbebette Freude machen wird, in der seligen Erinnerung, welchen schönen Eifer und welche Gefühle für mein Vaterland er in mir weckte... Du begreifst, daß

ich diese Korrespondenz kultivieren werde.» Leider sind die Briefe, in denen Salis ihm «seine Dienste beim Studium der Geschichte» anerbot, nicht erhalten[44]. Vermutlich sind auch sie, wie alle frühen Schreiben an Mohr, im Süser Dorfbrand von 1925 untergegangen.

Salis' Gedanken lassen sich aber rekonstruieren. Er betonte Wert und Notwendigkeit des Quellenstudiums. Durch Lektüre allein könne man sich keine historische Bildung verschaffen, besonders dann nicht, wenn sie Darstellungen wie Fuchsens Mailänderkriege oder Zschokkes Bayrische Geschichte zu ihrem Gegenstand habe, «die zwar Müller nachlaufen, aber bald nur ihre unverdauten Zusammenstoppelungen mit einzelnen ihm abgeborgten Phrasen verbrämen oder seinen Stil mißbrauchen, um einem oberflächlichen Produkt den Firnis des Tiefgedachten aufzutragen». Das Studium einer Chronik zum Beispiel bereite größeres Vergnügen und könne mehr «zur Bildung echt historischen Geistes beitragen»[45]. Über das geschichtliche Interesse Mohrs und Carischs war Salis hoch erfreut. Erst, wenn mehrere sich zusammenfänden, wäre es möglich, die verworrene Vergangenheit Graubündens zu entwirren. Sie müßten sich zuerst einen Überblick zu gewinnen versuchen, dann aber jeder einzelne auf einen kleinen Zeitabschnitt sich beschränken. Mohr bemerkt dazu: «Ich fühle das Ehrenvolle Ihres Auftrages, und wenn ich Ihren Erwartungen in diesem Augenblicke auch nicht vollkommen Genüge leisten kann, so sollen doch künftig alle meine Bestrebungen dahin gehen, dieselben zu erfüllen, und dadurch die Achtung an den Tag zu legen, welche ich, hochgeehrter Herr, für Sie hege»[46].

Was Salis besonders am Herzen lag, war die Anfertigung eines Verzeichnisses, in dem alle handschriftlichen und gedruckten Dokumente, die die rätische Geschichte betrafen, aufgeführt werden sollten. Neben den bündnerischen Archiven sollten auch viele schweizerische erfaßt werden und Mohr damit in Bern den Anfang machen. Er setzte sich gleich an die Arbeit, kam aber bald ins Stocken, da er zweifelte, ob eine chronologische oder thematische Anordnung zweckmäßiger sei. Salis sandte ihm eine Einteilung der Epochen der bündnerischen Geschichte, die der seiner Übersicht entsprach, um ihm die Arbeit zu erleichtern. Auch anerbot er sich, ihn bei Professor Schnell und Schultheiß v. Mülinen zu empfehlen. Schnell kannte Mohr schon von der Akademie her; v. Mülinen, dem er als junger Liberaler nicht grün war, meinte er, möchte «in diesem Zeitpunkt wegen der politischen Verhältnisse seiner Vaterstadt mit der Gegenwart und der Zukunft zu sehr beschäftigt sein, als daß er einem fremden Jünglinge über die schönere Vergangenheit Aufschlüsse zu geben noch Zeit fände». Ob v. Mülinen ihm seine Schätze zur Verfügung stellte, bleibt ungewiß. Auch von

Arbeiten in andern Archiven erfahren wir nichts Genaues. Einzig die Hallersche Dokumentensammlung scheint er durchgearbeitet zu haben. Während der letzten Jahre, die er nach dem Austritt aus der Theologie noch in Bern blieb, hat er sich — wie angedeutet — mit historischen Studien beschäftigt und an der Akademie als einziges Kolleg die Vorlesungen Professor Schnells über die Geschichte des Mittelalters besucht. Gesehen hat Mohr Salis ein einziges Mal. Als er von seiner Reise ins Engadin 1816 nach Bern zurückkehrte, stattete er ihm mit Carisch am 25. Juni einen Besuch ab. Sechs Monate später ist Salis im Alter von nicht ganz vierzig Jahren gestorben. Es dauerte ein Jahrzehnt, bis Mohr das Werk weiterführte, das der Tod ihm aus der Hand genommen.

Durch Salis ist Mohr zu den Quellen der Geschichte, damit zu selbständigem historischem Arbeiten und schließlich über Müller hinausgeführt worden. Schon bei Salis stehen ab und zu Äußerungen, in denen seine Bedenken gegen die Autorität Müllers zum Ausdruck kommen. Der Jüngere schreitet auf dem gleichen Wege weiter. Nicht, daß Mohr Müller ablehnte. Noch immer schaut er ehrfürchtig zu ihm auf und verteidigt ihn gegen Einwände, die er selber gegen ihn erhebt. Noch immer liegen Glanz und Ruhm auf seinen Büchern, und jeder würde sich selbst wehtun, wenn er den Glauben daran zerstörte, fehlt es doch auch an andern Historikern, die man sich zum Vorbild nehmen könnte. Im Jahre 1815 beginnt Mohr nochmals mit einer systematischen Lektüre der Müllerschen Werke, die sein Wissen und seine Liebe zur Geschichte vertieft. Er liest und exzerpiert die Allgemeine, dann die Schweizergeschichte. Sie allein genügen ihm aber nicht mehr. Jene ergänzt er mit Literatur über einzelne Völker und Epochen, diese mit Quellen, die er zum Teil selber gesammelt; denn Müller habe bedeutende Ereignisse und ganze Zeitabschnitte sehr gedrängt darstellen müssen. Er versuche nun, wenn er sich so ausdrücken dürfe, das Skelett mit Muskeln und Fleisch zu bekleiden[47]. Das Sammeln von Notizen aller Art über die Geschichte der Schweiz und Graubündens nimmt viel Zeit in Anspruch. Besonders mühevoll gestaltet sich die Lektüre antiker Autoren, in denen er nach Berichten über Räter und Helveter sucht. Er berücksichtigt dabei auch die «Inscriptiones... und was Neuere darüber gelehrt, geschrieben, zum Teil auch nur gefaselt haben», und will dann die Ergebnisse seiner Untersuchung Carisch «zur strengsten Beurteilung vorlegen». Aus seiner Lektüre nennt er Zschokkes Überlieferungen zur Geschichte unserer Zeit, das Schweizerische Museum vom Jahre 1816, die Theutsche Geschichte von Kohlrausch und die heute noch lesenswerte Darstellung der innern Verwaltung Großbritanniens vom Freiherr von Vincke, deren Ausgabe Niebuhr besorgt hat[48].

Diese Bücher werden gelesen, aber nicht mehr exzerpiert. Anstelle der Auszüge treten Abschriften von Urkunden aus Quellenwerken. Unter diesen stehen die Monumenta anecdota von Georgius Guilhelmus Zapf an erster Stelle. Häufig benutzt er auch Hergotts Genealogia diplomatica augustae gentis Habsburgicae (Wien 1737), in denen er nach Urkunden aus der Schweiz sucht, und endlich kopierte er verschiedene Grabinschriften aus Johannes Tonjolas prachtvollen Basilea sepulta retecta continuata (1661). Auch in Darstellungen interessieren ihn abgedruckte Dokumente mehr als die Erzählung. Sehr viele Kopien stammen aus Peter Ochs' Geschichte der Stadt und Landschaft Basel und einzelne aus der Chronik von Basel des Marcus Lutz. Ein einheitlicher Gesichtspunkt, nach dem er die Auswahl getroffen, läßt sich nicht feststellen[49].

Für die Bündnergeschichte, zu deren Studium ihm eine zusammenhängende Darstellung fehlt, verwendet er jeden Tag wenigstens eine Stunde. Als Grundlage dienen ihm die Werke Campells, Juvaltas, Gulers, Sprechers und a Portas, die er auf lose Blätter exzerpiert, indem er die Ereignisse, kurz beschrieben, in chronologischer Reihenfolge ordnet und, wenn es bekannt ist, mit dem genauen Datum versieht. Berichten alle Schriftsteller dasselbe, zweifelt er nicht an der Richtigkeit der Überlieferung. Weichen sie voneinander ab, fügt er in seinem Verzeichnis eine Bemerkung an, um später anhand von Dokumenten Nachforschungen anstellen zu können. Sein Vorgehen erscheint uns recht hilflos. Es sind tastende Versuche, die ihn selber nur für kurze Zeit befriedigen konnten. Aber wir stehen hier am Anfang seiner kritischen Betrachtungsweise. Gegenstand seiner Kritik bilden die Darstellungen aus der ersten Epoche der bündnerischen Geschichtsschreibung. Erst in den zwanziger Jahren grub er eine Schicht tiefer und stieß bis zu den eigentlichen Quellen, den Urkunden, vor und unterzog sie einer kritischen Analyse. Der Müllersche Enthusiasmus beginnt zu schwinden. Es bleiben die Liebe zur Geschichte und der Wille zur unbedingten Wahrheit.

Diese fand er ausgesprochen bei Glutz[50]. Robert Glutz-Blotzheim aus Solothurn wollte Müllers Nachfolger sein und wurde einer seiner Überwinder. Müller hatte in seinem unglücklichen Leben das Glück gehabt, im rechten Augenblick zu sterben. Der bald einsetzenden Quellenkritik hätten seine Werke nicht standhalten können, und in die Epoche der Großmacht und des innern Zerfalls, die vor ihm zur Gestaltung lag, hätte seine Rhetorik schlecht gepaßt. Als Glutz an seiner Fortsetzung schrieb, schwand eine Tugend nach der andern, mit denen Müller die alten Helden ausgestattet. Aber er verschleierte nichts. Er wollte Wahrheit, auch

wenn er die Freunde tadeln und seine Feinde hätte loben müssen. Aus seinem Werk weht ein anderer, kühler Geist. Bei Müller heißt es in einer Vorrede: «Und nun, o Eidgenossen des großen, alten ewigen Bundes hochdeutscher Lande... hier sind die Geschichten...»[51]. Er spricht wie ein Prophet zu seinem Volke und glaubt, ihm eine für alle Zeiten gültige Geschichte geben zu können. Glutz dagegen wendet sich in seiner Vorrede sachlich an die «Leser»[52]. Er fordert sie zur Kritik auf und will sie weder begeistern noch belehren. Er will nicht der Historiker seines Landes sein wie Müller. Er weiß, daß er nur einer unter vielen ist und andere nach ihm kommen werden. Die «Heiligkeit», mit der Müller Geschichte trieb, ist verweht. Vom Staub der Werkstatt war bei ihm nichts zu sehen. Glutz dagegen spricht in einem besondern Abschnitt von «Nachrichten über Quellen» und fügt am Schluß einen Anhang mit Urkunden bei. Er steht an der Schwelle der kritischen Epoche.

Anfang 1818 kam Mohr sein Buch in die Hände. «Wie Robert Glutz-Blotzheim von Solothurn in seiner Fortsetzung zu Müllers Schweizergeschichte gesprochen hat, ward seit Jesus von Nazareth nicht gesprochen. Ich ziehe seine natürliche Einfalt der künstlichen in Müller weit vor. Die große Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit tritt hier auf jedem Blatte und nicht bloß, wie bei Müller, in allgemeinen Wahrheiten und stark und neu ausgedrückten Gemeinplätzen hervor»[53]. «Umso trauriger ward das Gemälde», fügt er bedauernd hinzu. Doch ist er diesen Tribut der Wahrheit zu zahlen bereit. Auf Glutz stützt sich Mohr auch im zweiten Teil seiner Rede «Il stadi da noss antenats avant la reforma», die er zur Dreijahrhundertfeier der Reformation in der Laviner Kirche gehalten hat. In anderem Zusammenhang werden wir noch auf sie zurückkommen. Hier sprechen wir von ihr als historischer Abhandlung. Sie ist der einzige geschichtliche Aufsatz, den Mohr hinterlassen hat, ein seltsames Gemisch von Predigt, Gedenkrede und wissenschaftlicher Arbeit. Den Theologen hat Mohr noch nicht völlig abgestreift, und der Historiker ist unreif. Er bringt zu viel und sagt zu wenig. In einer halben Stunde möchte er von Jahrhunderten sprechen. Aber Überblick und Gestaltungskraft, die dazu nötig wären, fehlen. Er kann den Stoff nicht bewältigen. Die Anordnung ist ungeschickt; es fehlt an einem einheitlichen Gesichtspunkt, nach dem er die Auswahl richtet. Von Luther und Zwingli sagt er nur das, was jedermann wußte, aber wenig von der Bedeutung ihrer Tat. Umso ausführlicher wird der sittliche Zerfall des Klerus geschildert. Der polemische Ton, den er dabei anschlägt, zerstört die feierliche Würde, mit der er begonnen. Einen Vergleich mit der Gedenkschrift Orellis, die dieser im Auftrag des evangelischen Kirchenrates von Graubünden zur selben Feier verfaßt, kann seine

Rede nicht aushalten. Orellis Sprache ergreift uns noch heute. Mohrs Worte berühren uns eher peinlich.

Es ist nicht jedermanns Sache, Geschichte zu schreib n. Mohr hat offenbar gefühlt, daß seine Begabung in anderer Richtung lag, und es dann bei dieser Darstellung bewenden lassen. Über seine historischen Forschungen während der Engadiner Zeit wissen wir wenig. In einem Brief aus dem Jahre 1822 bittet er Joseph v. Mohr aus Latsch, der ihm eine Stammtafel seiner Familie übermacht hatte, alles für ihn aufzuheben, was er an Dokumenten aus der Geschichte des Engadins finde. Er hat seine Sammlungen ergänzt, aber keine systematischen Nachforschungen angestellt. Die Geschichte ist noch immer seine erste Liebhaberei. Zu seinem «Tagewerk» bestimmte er sie erst nach dem erschütternden Abschied von Alberica. Davon war die Rede. Wir schließen hier noch eine Aufzeichnung aus jenen Tagen an, die den Geist verrät, in dem er die sich selbst gestellte Aufgabe lösen wollte: «Was dann das Ergebnis meiner Untersuchungen und Betrachtungen sein wird, will ich frei und rücksichtslos kund tun, in niemandes Diensten stehen, als im Dienste der Menschheit und der Wahrheit»[54]. Als Student hatte er zum Ruhme des Vaterlandes Geschichte schreiben wollen. Jetzt geht es ihm um die Erforschung der Wahrheit. Müller hatte die Größe des Vaterlandes und seine eigene gewollt und war froh, wenn er dafür die Wahrheit nicht opfern mußte. Glutz hatte Wahrheit gewollt, auch dann, wenn es den Ruhm des Vaterlandes kostete. Mohr will dasselbe. Er hat Müller überwunden.

Die Vergangenheit eines geographisch und politisch so vielgestaltigen Landes wie Graubünden erforschen zu wollen, wäre für einen einzelnen ein hoffnungsloses Beginnen gewesen. Mohr mußte auf die Hilfe anderer zählen können, die an verschiedenen, über das ganze Land zerstreuten Orten für dieselben Ziele zu arbeiten bereit waren. Historisch Interessierte gab es überall. Es galt nur, sie zu sammeln, ihren Eifer wachzuhalten und auf ein gemeinsames Ziel hinzulenken. Die Gründung einer Gesellschaft schien Mohr der geeignetste Weg dazu. Am 27. März 1826 richtet er mit Professor G. W. Röder von Chur aus, wo er seit 1824 lebte, ein Rundschreiben an 30 Männer des Landes, in dem er diesen seinen Plan vorlegte. Die bündnerische Geschichte, heißt es in dem Aufruf, wäre zwar schon von verschiedenen erforscht und erzählt worden; aber die Ergebnisse ihrer Untersuchungen könnten den Anforderungen der Gegenwart nicht mehr genügen. Jene wären allein und darum mit dem besten Willen nicht mehr zu leisten imstande gewesen. «Nur durch die Kraft mehrerer» könnten die Schwierigkeiten behoben werden, die sich dem Historiker bisher in den Weg gestellt hätten. Sie sollten sich deshalb in einer Gesellschaft zu ge-

meinsamer Arbeit zusammenschließen. Wie man diese beginnen und unter sich aufteilen solle, müßte erst noch beraten werden. Wer aber diesen Bestrebungen seinen Beifall nicht versage, möchte es innerhalb der nächsten drei Wochen einem der beiden Unterzeichneten mitteilen. Zum Schluß betonen sie, daß sie als Initianten «keinerlei Ansprüche begründen, sondern nur einmal den Anfang machen wollen»[55].

Ganz ohne Beispiel in Graubünden war dieser Plan nicht. Wiederum gibt sich Mohr als Schüler und Erbe Johann Ulrichs v. Salis-Seewis zu erkennen, und mit guten Gründen sprach Ulrich v. Planta ehrende Worte zu dessen Gedächtnis, als er 1827 die erste Jahresversammlung der Gesellschaft eröffnete; denn Salis hatte schon zehn Jahre zuvor, am 4. Januar 1816, eine Anzahl bedeutender Persönlichkeiten zusammengerufen, um mit ihnen über die Gründung einer «Geschichtsforschenden Vereinigung» zu beraten. Ohne Zweifel hatte Salis an Mohr darüber geschrieben oder ihm davon erzählt, als er ihn besuchte. Salis starb, ehe die geplante Vereinigung ihre Tätigkeit aufnehmen konnte.

Zu den Männern, die sich damals hatten zusammenschließen wollen, gehörten die beiden Bürgermeister Johann Friedrich von Tscharner und Christ. v. Albertini, die Professoren Hold, v. Orelli und Mirer und der Churer Stadtarzt Raschèr. Sie waren sich durch ihre Bemühungen um die neugegründete Kantonsschule nahe gekommen, die sie «wie eine Henne ihre Küchlein» bemutterten[56]. Der bekannteste unter ihnen ist Johann Caspar v. Orelli, der, nachdem er sich mit seinem ehemaligen Freunde, Rektor Hold, überworfen hatte, einem Ruf seiner Vaterstadt folgte und heute im Gedächtnis Zürichs als Gründer der Universität weiterlebt. Er war es auch, der sich im Sommer 1817 des Nachlasses v. Salis' annahm. Johann Peter Mirer hielt in jener Zeit an der Kantonsschule staats- und rechtswissenschaftliche Vorlesungen; er wurde später der erste Bischof von St. Gallen[57]. Auch Johann Friedrich v. Tscharner las dort ein Kolleg über Bündnergeschichte, mit der er sich eingehend befaßt hatte. Ob endlich Dr. Raschèr, der vorübergehend den naturwissenschaftlichen Unterricht an der Schule bestritt, mehr aus Solidarität, denn aus historischem Interesse sich im «Bothmar» auf dem Sand einfand, bleibe dahingestellt. Die Gegenwart bedeutete ihm mehr als die Geschichte. Das empfindsame Sich-Versenken in die Vergangenheit schien ihm eine «Grundkrankheit des Zeitalters» zu sein. «Wir träumen uns zu Helden», sagte er zu Freunden, «und sind Schwächlinge, die dem kleinsten Leide nicht gewachsen, der kleinsten Aufopferung unfähig sind. Das ist die schwächliche Folge auch der besten Romane und oft sogar der — Geschichte»[58].

Zum Vorbild für seine Vereinigung hat sich Salis ohne Zweifel die schweizerische Gesellschaft Mülinens in Bern genommen, der er selber als Mitglied angehörte. Zugleich darf sie als ein letzter Sproß der ökonomisch-patriotischen Bewegung in Graubünden angesehen werden, die durch Jahrzehnte hindurch von verschiedenen Sozietäten getragen worden war. Vorangegangen war die Typographische Gesellschaft; es folgten die Vereinigungen Martin Plantas, die Versuche blieben, 1778 die Gesellschaft landwirtschaftlicher Freunde mit ihrem Organ, dem älteren «Sammler»; darauf ihre Konkurrentin, die Bibliothekargesellschaft, und schließlich die Ökonomische Gesellschaft der Mediationszeit[59]. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß diese letzte sich nicht mehr einseitig landwirtschaftlichen Studien widmete und ihr Organ, der «Neue Sammler», unter der Leitung von Salis sich mehr und mehr mit geschichtlichen Problemen befaßte. An die Stelle des ökonomischen trat der historische Patriotismus. Für die vielseitigen ökonomischen Bestrebungen war weniger Interesse mehr vorhanden; es wandte sich einzelnen Wissensgebieten zu. Die Auflösung der letzten ökonomischen Sozietät um 1812, der Plan einer historischen Vereinigung im Jahre 1816 und die Gründung einer geschichts- und einer naturgeschichtsforschenden Gesellschaft im Jahre 1826 bringen das deutlich zum Ausdruck.

Der Aufruf, den Mohr erlassen, hatte Erfolg. Am 21. Mai 1826 versammelten sich nachmittags drei Uhr im Regierungsgebäude zu Chur dreizehn Männer, um die Gesellschaft zu konstituieren[60]. Mohr hielt eine Ansprache an die Versammlung, die darauf zur Wahl des Vorstandes schritt. Die Präsidentschaft übernahm Heinrich von Gugelberg, das Amt des Vizepräsidenten Ulrich von Planta, Professor Röder wurde zum ersten, Mohr zum zweiten Sekretär und Kassier gewählt. Die Mitglieder, die auf die Einladung hin ihren Beitritt erklärt hatten, galten als die Stifter der Gesellschaft. Sie kamen aus allen Teilen des Kantons. Fast die Hälfte von ihnen stammt aus den adeligen Familien, die Graubünden eine Reihe vortrefflicher Historiker geschenkt haben. Ein Fünftel ungefähr sind Theologen, davon fünf Protestanten und zwei Katholiken, die übrigen Männer, die als Politiker, Techniker, Professoren oder Mediziner im Volke eine besondere Stellung einnehmen[61]. Die Vereinigung war keineswegs exklusiv wie zum Beispiel die Vaterländisch-historische Gesellschaft in Zürich, die nur Bürger der Stadt oder deutsche Professoren als Mitglieder aufnahm. Jeder konnte die Mitgliedschaft erhalten, der auf Empfehlung des Präsidenten oder zweier Mitglieder hin in der allgemeinen Versammlung die Mehrheit der Stimmen auf sich vereinigte. Jede Exklusivität hätte die Arbeit in Graubünden, wo sich

die schweizerische Vielgestaltigkeit auf viel kleinerem Raum wiederholt, erschwert oder gar unmöglich gemacht.

Die Mitgliederliste führt fast alle jene auf, die damals sich in Graubünden historisch betätigten. Der Präsident Heinrich von Gugelberg, der spätere Schwager Mohrs, beschäftigte sich hauptsächlich mit Sphragistik. Von Ulrich von Planta, dem Stammvater derer von Reichenau, ist eine Darstellung der «Gewaltsamen politischen Bewegung vom 4. Januar 1814» auf uns gekommen. Sein jüngerer Bruder Vincenz hatte sich schon in den Familienarchiven umgesehen und Materialien zu einer dreibändigen «Bündnergeschichte der neuern Zeit» gesammelt, von der leider nur wenige Bogen erschienen sind. Wolfgang Killias, der spätere Eisenbahnfachmann, war durch Salis für die Geschichte gewonnen worden und hatte für ihn als Famulus Exzerpte angelegt.

Als zweiten Techniker nennt die Mitgliederliste Richard La Nicca, der später als Ingenieur zu schweizerischem Ruhm gelangte. Während seiner Kantonsschuljahre war er mit Orelli und Salis bekannt geworden und hatte — wohl durch sie angeregt — am Heinzenberg Archive aufgesucht und Mohr Abschriften von Urkunden überbracht[62]. Professor Röder verdanken wir eine Reihe historischer Abhandlungen und staatsrechtlicher Denkschriften, die er im Auftrage des Großen Rates verfaßte[63]. Auch Major Rudolf Amstein aus Malans muß erwähnt werden, dessen Verdienste um das Bündnerdeutsche erst vor wenigen Jahren ins rechte Licht gerückt worden sind. Über seiner rätischen Wappensammlung waren seine Mundartforschungen in Vegessenheit geraten, die in dem kürzlich erschienenen Bündnerdeutschen Wörterbuch zu beachtenswerten Resultaten geführt hatten[64].

Heinrich Bansi gehörte ebenfalls zu den Stiftern der Gesellschaft. Er saß damals, von niemandem geachtet, in dem einsamen Champfèr und führte einen hoffnungslosen Kampf um seine verlorene Ehre, die er nicht wieder gewinnen konnte. In jungen Jahren hatte er einen «Grundriß der Geschichte gemeiner drey Bündten Lande» anonym erscheinen lassen, die aber über eine chronologische Aufzählung der Ereignisse nicht hinauskam, und hatte dann nach 1800 ähnlich wie Salis «Beiträge und Berichtigungen zu Johannes v. Müllers Schweizergeschichte» gesammelt. Wertvoller als seine Studien sind für uns seine Aktensammlungen für die Jahre 1618—1797. Die Gesellschaft wußte sich seine Kenntnisse zunutze zu machen und übertrug ihm die Aufgabe, «ein Repertorium von Urkunden zu verfassen»[65].

Mit einem Brief aus Poschiavo, dessen Diasporagemeinde er damals betreute, stellte sich Mohrs Freund Carisch ein. Der Plan gefalle ihm gut. «Aber bittet Gott, daß er Arbeiter sende. Arbeitet und reget andere zur Arbeit an.» Am Erfolg des Aufrufs zweifelte

er allerdings. Er selber hätte früher einmal ein Rundschreiben zirkulieren lassen, dem jeder Bemerkungen und Vorschläge zur Erforschung der Geschichte des Landes hätte beifügen sollen. Die Erfahrungen, die er dabei gemacht, seien nicht gerade ermutigend gewesen; denn sein Schreiben sei bald irgendwo steckengeblieben und verlorengegangen. Er selber wolle tun, was in seinen Kräften liege[66].

Schließlich antwortete auch Plazidus à Spescha aus Disentis. In einem liebenswürdigen, etwas geschwätzigen Briefe wünschte er dem Unternehmen gutes Gelingen. Er erzählt, wie er als Student in Chur wegen seiner Muttersprache von den Mitschülern ausgelacht worden und wie er dieser nachgeforscht habe, um zu erfahren, inwiefern ihr Spott begründet gewesen sei. Diese philologischen Studien hätten ihn in die Vergangenheit geführt, und während vierzig Jahren habe er gesammelt, was für «Sprache und Volksgeschichte von Rätien» wichtig sei. Aber alles sei ihm durch den Brand des Klosters in Rauch aufgegangen. «Nachher hatte ich das Glück, nach Innsbruck deportiert zu werden», bemerkt er in seiner sarkastischen Ausdrucksweise, «ergänzte das Verlorene und sammelte des Mehreren.» Man soll auf ihn aber keine großen Hoffnungen setzen. «Ich fühle nicht mehr der zu sein, der ich war»[67]. Als Sammler war er Mohr sicher willkommen. Als kritischer Forscher hätte er kaum große Dienste leisten können. Kühne Spekulationen sagten seinem sprühenden Geiste besser zu.

Schon im ersten Aufruf, den Mohr hatte ergehen lassen, hieß es, man wolle die Geschichte in allen ihren Zweigen gründlich erforschen, um «so einem künftigen Geschichtsschreiber vorzuarbeiten». In dem Arbeitsplan, den die Gesellschaft aufstellte und der für ihre Tätigkeit richtungweisend blieb, kehrt der gleiche Gedanke wieder: «eine allgemeine Geschichtsschreibung wird vorderhand von der Gesellschaft, bis und solange nicht das hierzu erforderliche Material gesammelt und geordnet ist, nicht erstrebt werden können»[68]. Das Sammeln dieser Materialien wird zum Hauptzweck der Gesellschaft. In erster Linie sollte ein möglichst vollständiges Repertorium aller handschriftlichen und gedruckten Dokumente öffentlicher und privater Archive angelegt werden. Die Urkunden wollte man je nach Wichtigkeit in extenso kopieren oder nur registrieren, und das ganze Werk sollte den Codex diplomaticus der Gesellschaft bilden. Dieser wird heute in der Kantonsbibliothek aufbewahrt, besteht aus acht Foliobänden mit mehr als viertausend Seiten. Unter der Leitung Mohrs, der die Arbeiten korrigierte, die Titel und Daten einsetzte oder ab und zu selbst, um andere dadurch erneut anzuspornen, ein Pergament abschrieb, kopierten die Mitglieder in ihrer Freizeit mit erstaunlichem Fleiß und viel Genauig-

keit von den zusammengetragenen Quellen, die aus den verschiedensten Archiven stammten. Man teilte sich in die Arbeit, indem man die Bände zirkulieren ließ, so daß diese jeweils fünf bis sechs verschiedene Handschriften aufweisen. Diese Sammlung ist neben der umfangreichen Kollektion der sogenannten Landesschriften, den Flugschriften zur Tagespolitik, die bedeutendste Hinterlassenschaft der Vereinigung[69]. Daneben wollte sie auch Privatkorrespondenzen ihre Aufmerksamkeit zuwenden, um sie vor dem Untergang zu bewahren. Aus antiken Historikern sollten Freunde der alten Sprachen alle jene Stellen, die die vaterländische Geschichte betrafen, zusammentragen und mit oder ohne erläuternden Kommentar einsenden. Gleiche Sammlungen sollten aus Chronisten des Mittelalters angelegt werden, und schließlich wurde eine möglichst vollständige Bibliographie für Graubünden geplant. «Hauptsächlich wichtig» seien aber quellenmäßige Belege für die «Geschichte der Freiwerdung und Loskäufe der Gerichte und Gemeinden» und «die Erteilung einzelner Privilegien.» Den Plan eines «Thesaurus libertatis» hat Mohr noch nicht fallen lassen.

Wer neben diesen Hauptarbeiten noch zu anderem Zeit finden sollte, möchte geographische und statistische Beschreibungen des Landes oder einzelner Täler anlegen, Nachrichten über Naturkatastrophen, alte Straßen, Münzen, Inschriften, Prozesse und Verbrechen aufbewahren, auch Volkslieder und Sagen sammeln und genealogische Untersuchungen anstellen. Die Mitglieder sollten sich gegenseitig jede nur mögliche Hilfe gewähren. Mit ihrem Sammeleifer, in dem sie auch von Kantonsschülern unterstützt wurden, haben sie der Gesellschaft unendlich viele wertvolle Papiere gerettet, die sonst verloren gegangen wären. Sie waren die ersten, die seit langem wieder die Archive aufsuchten, in denen dicker Staub sich auf die Pergamente gelegt hatte, und den Sinn für den Wert der schriftlichen Tradition zu wecken suchten. Eine Aufnahme, die man im Sommer 1828 durch einen Kantonsschüler im Prätigau machen ließ, zeigte, wie leichtfertig man mit Urkunden umging. In mehreren Gemeinden lagen sie in Kisten in dem aus Holz gebauten Rathaus. Bei einem Brand hätte alles verloren gehen müssen, wie das zum Beispiel auf Schuders der Fall gewesen war. An andern Orten bestand überhaupt kein Archiv. Jedes Mitglied des Gemeindevorstandes behielt ein Bündel Urkunden mit seinen Büchern im eigenen Hause zurück, und auf Furna lagen alle Schriften in einem Schrank aus Holz im Kirchturm, in dem man zugleich eine Kiste mit Schießpulver aufbewahrte. Man riet den Gemeinden, ihr Archiv in einem Steinbau unterzubringen, im Pfarrhaus oder der Kirche[70]. Gleichzeitig versuchte man ihr Material zu registrieren. In einzelnen Dörfern besorgten das Mitglieder der Gesellschaft. Sie schrieben die wichtigsten Urkunden ab und sand-

ten die Kopien in die große Sammlung. In Ilanz übernahm Pfarrer Walther diese Arbeit. Die beiden Geistlichen Riedi und Julius Seeli registrierten die Urkunden in den Archiven von Somvix, Waltensburg und Panix. Graf Viktor v. Travers brachte Auszüge aus seinem Privatarchiv zu Ortenstein[71].

Auch Philipp Hössli (1800—1854) hat vieles zusammengetragen. Man muß es aufrichtig bedauern, daß über diesen bedeutenden und hochgebildeten Mann noch keine Biographie geschrieben wurde. In jungen Jahren hatte er in Berlin die Rechte studiert und dort mit seinem Lehrer Savigny, mit Bettina v. Arnim und den ausgesuchtesten Künstlern der Stadt in engen Beziehungen gestanden. Savigny suchte ihn einmal in Chur auf, und mit Bettina hat er längere Zeit korrespondiert. Zu der Zeit, da er der Standeskanzlei als Direktor vorstand, besorgte er auch das kantonale Archivwesen. Überall suchte er nach wichtigen Pergamenten. Im Davoser Archiv schied er Bundes- und Kantonsdokumente voneinander und brachte die letzteren nach Chur. Einen großen Fund machte er im Oberland. Die Urkunden des Grauen Bundes waren verschollen. Niemand konnte ihm darüber Auskunft geben; er glaubte sie verloren. Da stieß er in der Ilanzer Kirche auf eine Kiste, die ihm verdächtig erschien. Nach langem Suchen fand er den Schlüssel dazu und brachte die wichtigsten Dokumente des Bundes ans Licht[72]. Um möglichst viele Gemeindearchive erfassen zu können, erklärte sich die Gesellschaft bereit, unentgeltliche Abschriften aller wichtigen Pergamente, deren Entzifferung schwierig war, zu besorgen. Die ganze Sammlung hätte allerdings für einen Historiographen des Freistaates nicht genügt. Er hätte auch Schriftstücke aus den großen Archiven in Innsbruck, Venedig, Wien und Paris zu seiner Verfügung haben sollen. Sie zu beschaffen, fehlten aber die finanziellen Mittel.

Diese waren immer sehr bescheiden. Sieben Jahre lang bestritt die Gesellschaft alle Auslagen aus den Beiträgen der Mitglieder. Erst 1833 richtete sie ein Gesuch um finanzielle Beihilfe an die oberste Landesbehörde. Man fand den Zeitpunkt dafür besonders geeignet, weil die Naturforschende Gesellschaft auf ihren jährlichen Zuschuß verzichten wollte[73]. Die Eingabe hatte Erfolg. Der Große Rat bewilligte für drei Jahre einen Beitrag von 200 Gulden, der ihr 1836 für drei weitere Jahre zugesprochen wurde[74]. Als 1840 die Gesellschaft neuerdings um staatliche Hilfe nachsuchte, regte sich die Opposition. Man wolle die Arbeit der Gesellschaft nicht unterschätzen, bemerkten verschiedene Abgeordnete. Aber bisher hätte der Große Rat noch nie Gelegenheit gehabt, irgendwelche Leistungen zu sehen. Auch seien Einschränkungen bei der gegenwärtigen finanziellen Lage des Kantons am Platze. Trotzdem wurde der

gleiche Beitrag für ein weiteres Jahr gewährt[75]. 1841 aber wies man das Gesuch mit wenig überzeugenden Begründungen zurück, obschon Mohr in einem ausführlichen Bericht über die Tätigkeit der Gesellschaft orientiert und zu einer Besichtigung der Sammlungen eingeladen hatte[76]. Vermutlich hat sich der Rat mehr von politischen als sachlichen Überlegungen leiten lassen; denn Mohr war als Anhänger der Konservativen bekannt, und die Geschichtsforschende galt als seine Gesellschaft. Dieser Entscheid des Rates hinderte offenbar auch die Weiterführung der «vollständigen Ausgabe aller dermalen bestehenden Bundes-, Hochgerichts- und Gerichts-Statuten» Graubündens, von denen erst einige Faszikel erschienen waren. Man verfolgte damit verschiedene Absichten. Man konnte einem weiteren Kreis von Historikern reiches Quellenmaterial zur Verfügung stellen, unter den Richtern die Kenntnisse des Rechts vertiefen und «als letzter und höchster Wunsch» planmäßig auf eine einheitlichere und einfachere Gesetzgebung hinarbeiten. Es war dies eine der Forderungen, die Peter Conradin v. Planta elf Jahre später mit Hilfe des Reformvereins zu verwirklichen suchte.

Der Mangel an Geld machte auch die Anschaffung einer größeren Bibliothek unmöglich. Man war auf Dotationen von Mitgliedern und Gönnern angewiesen und hütete die kleinen Bestände mit rührender Sorgfalt. Sie umfaßten in den ersten Jahren etwa hundertfünfzig, zuletzt gegen sechshundert Bände, unter denen Darstellungen wenig zahlreich vertreten waren. Chronisten überwogen[77]. Bibliothekstunden wurden auf den Abend verlegt, und wenn im Winter mindestens zwei Mitglieder ihren Besuch anmeldeten, war der Bibliothekar bereit, den Ofen zu heizen. Da der Unterhalt eines eigenen Raumes mit großen Kosten verbunden war, stellte Alphons v. Flugi in seinem Hause ein Zimmer zur Verfügung. Auch damit waren nicht alle Schwierigkeiten behoben. Es blieb schließlich nichts anderes übrig, als 1857 nach längeren Verhandlungen und nicht ohne wehmütiges Bedauern die eigenen Bestände mit der Bibliothek der Kantonsschule zu vereinigen[78].

Die Ehrenmitgliedschaft wurde nur an «Männer im Auslande» erteilt, zu denen auch die Schweizer gezählt wurden. Man wollte damit den Betreffenden weniger eine Anerkennung bekunden, als sie vielmehr sich verpflichten. Die Statuten setzten fest, daß mit dieser Würde ausgestattet werden könne, wer sich um die rätische Landesgeschichte verdient gemacht habe oder in der Lage sei, die Bestrebungen der Gesellschaft zu unterstützen. 1830 wurden unter anderen Staatsrat C. v. Muralt und J. C. v. Orelli in Zürich als Ehrenmitglieder aufgenommen und 1833 J. C. Zellweger, der diesen Titel mit Genugtuung auf der ersten Seite seiner «Geschichte des appenzellischen Volkes» drucken ließ. Unter den später Er-

nannten sind fast alles Männer, die mit Mohr in freundschaftlichen Beziehungen standen: Josias Schneller in Luzern, Pater Gall Morel in Einsiedeln, Joseph Bergmann in Wien und Gerold Meyer v. Knonau in Zürich, denen wir später noch mehrmals begegnen werden.

Die Organisation des Vereins entsprach seinem Zweck. Man versammelte sich nicht regelmäßig zu Vorträgen, wie das heute in geschichtsforschenden Gesellschaften die Regel ist. Die Mitglieder arbeiteten einzeln und im Stillen. Die beiden jährlichen Zusammenkünfte wurden auf die Churer Märkte im Mai und Dezember anberaumt, die damals im bündnerischen Wirtschaftsleben eine große Bedeutung hatten. Auf den gleichen Zeitpunkt hatte früher schon die Ökonomische Gesellschaft ihre Versammlungen angesetzt. Die Mitglieder erhielten so Gelegenheit, ihre Arbeiten vorzulegen und neue Anregungen entgegenzunehmen. Darstellungen schätzte Mohr wenig. Im Arbeitsplan wird an letzter Stelle von ihnen gesprochen. Erst, nachdem man sich während eines Vierteljahrhunderts mit der Anlage von Sammlungen beschäftigt hatte, wurden vom Winter 1849 an regelmäßige Sitzungen mit Vorträgen abgehalten. Man versammelte sich jeweils am Abend um sieben und blieb nie länger als bis neun Uhr. In den Referaten wurden nur Themata aus der Bündnergeschichte behandelt. Unter den Referenten nehmen Peter Kaiser, Pfarrer Christian Kind und Alphons v. Flugi den ersten Platz ein. Bezeichnend, daß Mohr sich selber treu blieb und nie eine eigene Abhandlung vorlegte. Er las aus Werken anderer oder anschließend an einen Vortrag eine Urkunde in der Übersetzung, sicher nicht allein, um den Abend auszufüllen, sondern um damit die Gesellschaft immer wieder an ihre eigentliche Aufgabe zu erinnern, die zugleich sein innerstes Anliegen war: das Studium der Quellen. Der Besuch der Sitzungen war weitgehend abhängig vom Interesse für das behandelte Thema. Diskussionen fanden in der Regel nicht statt.

Ein einziges Mal scheint es zu einer lebhaften Aussprache gekommen zu sein. Graf Gobineau, heute bekannt als Begründer der Ariertheorie, welcher um die Mitte des letzten Jahrhunderts auf der französischen Gesandtschaft in Bern als Legationssekretär weilte, stellte in einem Schreiben an den Verein die Frage, ob die Rätier etruskischen Ursprungs seien. Damit hatte er an ein Problem gerührt, das zu lösen man sich in Graubünden als privilegiert betrachtete. Kaiser, der 1838 selber in einer kleinen Schrift dazu Stellung genommen und darin der Auffassung, die Räter seien Etrusker, entgegengetreten war, eröffnete die Diskussion mit einem Überblick über die in der Literatur bisher geäußerten Ansichten. Die Aussprache war sehr rege und mußte an einem zweiten Abend fortgeführt werden. Die Votanten brachten wenig Originelles vor und verteidigten die

Auffassungen anderer, als hätten sie sie selbst gefunden. Die Diskussion führte zu keinem Ergebnis. Man mußte dem Grafen Gobineau, der gespannt auf das Resultat wartete, mitteilen, daß man sich nicht habe einigen können, und die Frage noch nicht abgeklärt sei[79]. In der Folge versuchte dann der junge Conradin v. Mohr in einer längeren Abhandlung dem Problem auf den Grund zu gehen. Er sandte sie nach Bern, in der Hoffnung, sich durch die Sympathie des Grafen wertvolle Beziehungen schaffen zu können. Wie oft in seinem Leben, hat ihn aber auch hier das Glück im Stiche gelassen. Gobineau hatte unterdessen seinen Posten in Bern aufgegeben, und Conradin erhielt nicht einmal das Manuskript zurück.

Von unserem heutigen Standpunkte aus gesehen, war die Geschichtforschende Gesellschaft sicher zu einseitig auf das Sammeln von Urkunden bedacht. Das Vortragsleben setzte — wie erwähnt — erst spät ein und war nie besonders rege. Man ließ fast keine Publikationen erscheinen, keine Ausgrabungen wurden vorgenommen, und auch die antiquarische Tätigkeit, die in der Zürcher Gesellschaft erst sehr gepflegt wurde, ist über bescheidene Anfänge nicht hinausgekommen. Wiederum fehlten die finanziellen Mittel. Wertvolle Antiquitäten konnten nicht angekauft werden und kamen ins Ausland. Die Behörden kargten mit ihrer Unterstützung. Als man den Churer Stadtrat bat, für die bescheidenen Sammlungen einen geeigneten Raum zur Verfügung zu stellen, antwortet er in einem höflichen, aber unverbindlichen Schreiben und kam nicht mehr darauf zu sprechen.

Einseitigkeit kann aber auch Stärke bedeuten. Die Aufgabe, die sich die Vereinigung gestellt, hat sie weitgehend erfüllt. Mit ihrem Sammeleifer hat sie der späteren Forschung trefflich vorgearbeitet und vieles vor dem Verlorengehen bewahren können. Im Gegensatz zu andern kantonalen Vereinen war das Mittelalter von Anfang an ihre bevorzugte Epoche. Das Altertum hatte in Graubünden zu wenig auffallende Zeugnisse zurückgelassen, und für die neuere Zeit wuchs das Interesse erst allmählich. Auch räumlich wollte man sich beschränken. Was jenseits der Grenzen alt fry Rätiens lag, wurde nur dann beachtet, wenn es für die eigene Vergangenheit aufschlußreich sein konnte. Wesentlich anders nimmt sich daneben die Parole der Basler Gesellschaft aus: «Das ganze große Feld der Geschichte steht uns offen. Kein Jahrhundert, kein Volk, keine menschliche Beziehung, die eine Geschichte hat, soll uns fern bleiben, und selbst wieder die Geschichte der Geschichtsdarstellung und Kritik historischer Werke ist nicht ausgeschlossen»[80]. Aber eine weltoffene Universitätsstadt ist eines und ein in sich gekehrtes Bergland ein anderes. Auch hatten sich in Basel ge-

lehrte Fachleute zusammengeschlossen, in Graubünden aber Dilettanten im besten Sinne des Wortes, die sich darüber klar waren, daß sich Liebe zur Wissenschaft und Begabung nicht immer die Waage halten. — Endlich darf man nicht vergessen, daß die Bündner Geschichtsforschende Gesellschaft eine der ersten ihrer Art in der Schweiz war. Ihre Schwestergesellschaften in Basel wurden zehn, in Genf elf, in Bern zwanzig und in St. Gallen gar dreißig Jahre später gegründet. Auch in Deutschland fallen die meisten Gründungen in spätere Zeit. Das gleiche Geburtsjahr 1826 weist dort einzig die Vereinigung zu Freiburg im Breisgau auf. Der Verkehr mit andern Gesellschaften blieb sehr bescheiden. Am Anfang war man fast ganz allein, und als die Verbindungen sich langsam entwickelten, begann unsere Gesellschaft zu stagnieren. Die Mitgliederzahl fiel von 51 im Jahre 1831 auf 29 im Jahre 1864.

Sicher wäre die Gesellschaft schon früh wieder eingegangen, wenn Mohr nicht immer wieder mit neuem Mute gearbeitet hätte. Schon die Zeitgenossen haben das gewußt. Seinem unentwegten Arbeitswillen haben sie ihre Bewunderung nicht versagt. Allein durch diesen hielt er die Mitglieder bei der Stange; denn sein ernstes Wesen war wenig dazu geeignet, frohe Geselligkeit zu pflegen, die in jeder Gemeinschaft beliebt ist und anregend wirken kann. Seine Präsidentschaft fällt in die Jahre von 1833 bis 1849. Doch war er auch vor- und nachher der erste in der Vereinigung, nie aber ihr Diktator. Er konnte nur führen, nicht befehlen. Auch mit der vornehm-patriarchalischen Art, in welcher Mülinen in Bern die Schweizerische Gesellschaft führte, deren Zusammenkünfte in seinem eigenen Hause stattfanden und mehr an Sitzungen des Rats als an Vereinsversammlungen erinnerten, kann seine Leitung nicht verglichen werden. Dazu fehlten ihm alle Voraussetzungen[81].

Die Geschichtforschende Gesellschaft war seine Schöpfung gewesen. Sie war nicht auf einen zufälligen äußern Anstoß hin gebildet worden wie zum Beispiel die Antiquarische Gesellschaft in Zürich. Geeignete Zeitumstände mögen Mohr bei der Gründung begünstigt haben. Der stürmische Auftakt zum 19. Jahrhundert war vorbei, der Kriegslärm verstummt, stillere Zeiten kehrten wieder, und mit mehr Muße und Aussicht auf Erfolg konnte man sich wieder den Wissenschaften zuwenden[82]. Nichts war verheißungsvoller und verlockender als die Geschichte, in die Johannes v. Müller mit zauberhaftem Lichte hineingeleuchtet hatte. Man wollte mehr erfahren über die Vergangenheit des eigenen Landes und folgte darum gerne dem Rufe Mohrs. Noch immer war man stolz darauf, zum alten Freistaat der Drei Bünde zu gehören. Zwar war das «Vaterland» durch «ein leichtes Band an die befreundete Schweiz» geschlossen, das seine Selbständigkeit nach

außen sicherte. Aber im Innern bestand «eine hohe Freiheit, wie kein anderes Volk sie aufzuweisen» hatte. Und welches Land war an Geschichte reicher als Graubünden, das als Brücke zwischen Norden und Süden so Vieles gesehen und gelitten und in seinen Bergen Uraltes durch Jahrhunderte herauf bewahrt hatte? «Eingedenk des ciceronischen nescire proavum turpe est» hatte man sich zusammengefunden. Vereint wollte man «in die Zeiten zurückwallen, die schon längst vorübergerollt und wie versunkene Landschaften» hinter einem lagen, um sie mit dem Licht der Forschung aus dem Dunkel zu heben. Das Siegel der Gesellschaft zeigt denn auch eine aufsteigende Sonne, die hinter Bergen hervorbricht und ihre Strahlen auf urtümliches Land herabfallen läßt. Doch nicht nur die Größe des Vaterlandes, auch die Gefahren, die ihm drohten, wollte man erkennen, um ihnen zu begegnen, um den Parteihader und das Mißtrauen des Volkes gegen seine Regierung, «dieses traurige und verderbliche Erbteil aus finsterer Zeit», zu vermeiden, aber auch die Erinnerung an jene Männer wachzuhalten, die aufstanden, um es zu retten, wenn es dem Untergange nahe war[83]. Als Motto setzte man über den ersten Tätigkeitsbericht ein Wort Heinrich Ludens, das mit der Frage anhebt: «Ohne die Geschichte seines Volkes zu kennen, wie sollte jemand im Geist oder gemäß den Bedürfnissen desselben handeln können?» Der Pragmatismus ist noch immer lebendig. Auch hinter den Stiftern der Gesellschaft stand anfänglich der Geist Müllers. Viel Geduld mag für Mohr nötig gewesen sein, um sie auf dem eigenen mühevollen, selbstlosen und recht staubigen Weg vom historischen Enthusiasmus zur kritischen Forschung zu führen.

LEBEN IN STAAT UND FAMILIE

Die thematische Gliederung, die wir über der biographischen Darstellung nicht ganz außer Acht lassen möchten, hat uns mit der Schilderung der Geschichtsforschenden Gesellschaft über die Mitte des Jahrhunderts, ja selbst über die Lebenszeit Mohrs hinausgeführt. Die erste Hälfte seiner Jahre, denen es an äußerer und innerer Bewegtheit nicht gefehlt hat, haben wir früher aufgezeichnet. Wir führen jetzt die Darstellung weiter und setzen damit im Jahre 1824 ein, in dem er das Engadin verlassen hat, um endgültig in Chur Wohnsitz zu nehmen. Der Abschied von Süs fiel ihm nicht schwer. Er hatte sich dort nie heimisch gefühlt und stets sich nach dem anregenden Verkehr mit gebildeten Kreisen gesehnt. Auch äußere Umstände konnten ihn nicht binden. Das neue große Haus mit der Landwirtschaft überließ er seinem Vater, und die beiden Kinder wußte er bei der Mutter gut aufgehoben. Auf Weihnachten sandte er ihnen jeweils ein Faß voller Geschenke. Sonst reichte ihm die Zeit kaum zu flüchtigen Besuchen[1]. Im Gegensatz zu seinem Sohne Conradin, der das Engadin immer als seine eigentliche Heimat betrachtete und, so oft es ihm nur möglich war, dort verweilte, blieb er ihm fern, ja man gewinnt den Eindruck, er habe es bewußt gemieden.

Um so leichter konnte er sich in der Hauptstadt einleben. Gleich fand er Aufnahme in der Casinogesellschaft, einem Kreis freisinniger Männer, die sich in den frühen Nachmittagsstunden zu unterhaltenden Gesprächen vorwiegend politischen Inhalts zusammenfanden. Ihr permanenter Präsident war der ehemalige französische Gardehauptmann und Ritter des Ordens «pour le mérite» Martin v. Buol, der zu diesem Posten wie kein zweiter geschaffen war. In wenigen Minuten hatte er alle Journale gelesen und rapportierte darüber beim schwarzen Kaffee, indem er die Berichte mit seinem unerschöpflichen Vorrat von Anekdoten belebte. Er war klein, sehr lebendig, aufbrausend, sprach ständig vom Hängen und Köpfen, war aber höchst ungefährlich und der gutmütigste Mensch von der Welt[2]. Das bisweilen recht laute Treiben und Trinken der Gesellschaft scheint Mohr eine willkommene Gelegenheit zum Vergessen geboten zu haben. Einen eigentlichen Beruf übte er anfänglich nicht aus. Als die Regierung seinem Freund, Kanzleidirektor Vincenz v. Planta, 1826 ein Jahr Urlaub gewährte, wählte sie Mohr zu

dessen Stellvertreter[3]. Nachher eröffnete dieser ein Advokaturbureau. Gefallen fand er an der Juristerei kaum. Er wollte sie nur so lange betreiben, bis ihm seine Vermögensverhältnisse erlaubten, sich ganz der Geschichte zu widmen. Trotzdem war er im Kanton einer der gesuchtesten Juristen seiner Zeit. Sein hoher Gerechtigkeitssinn ließ ihn mit großer Bestimmtheit auftreten, wenn er seinen Klienten im Recht glaubte. War er aber vom Gegenteil überzeugt, sah er nicht ohne Genugtuung das Gericht gegen seine Partei entscheiden. Die Regierung übertrug ihm verschiedentlich die Führung von Prozessen, und auch die Geistlichkeit des bischöflichen Hofes wählte ihn zu ihrem juristischen Berater. Lange Zeit vertrat er die «Rentenanstalt zu Stuttgart» und die «Schweizerische Mobiliarversicherung»[4]. Unter seinen Papieren finden sich noch Formulare der beiden Gesellschaften, die wie Symbole seiner täglichen Arbeit anzuschauen sind: Auf der Vorderseite stehen dürre Eintragungen über Anzahlungen oder Beschaffenheit und Wert der versicherten Effekten, auf der unbedruckten Rückseite Urkundenregesten, genealogische oder biographische Notizen zur Bündnergeschichte. Zum Studium der Vergangenheit sah er sich berufen; die Zeit, die er für seine juristischen Geschäfte verwendete, betrachtete er als verloren.

Erst nach langem Zögern und Zweifeln entschloß sich Mohr zu einer zweiten Ehe. Seine Wahl fiel auf Josephine Caroline Maximiliane v. Buol, die Tochter des oben erwähnten Hauptmanns. Josephine war eine fromme, herzensgute und Mohr in selbstloser Liebe ergebene Frau, die ihm ein glückliches Familienleben schenkte, wie er es bisher noch gar nicht gekannt. Nach ihrer Heirat und Hochzeitsreise ans Mittelmeer im Mai 1828 wohnten sie in dem Heroldschen Hause an der Reichsgasse. Als sein Vater in Süs starb, nahm Mohr auch die beiden Kinder aus erster Ehe, Louise und Conradin, nach Chur, welche dort eine kleine Stiefschwester, Maria, vorfanden, zu der sich wenig später eine zweite gesellte. Trotz der Spannungen, die zwischen den beiden ältern Kindern und der Stiefmutter bestanden, waren die Jahre der zweiten Ehe für Mohr und seine Familie eine glückliche Zeit. Die Kinder wurden in strenger Religiosität erzogen. Die Mutter lehrte sie Gellertsche Kirchenlieder, und der Vater las ihnen am Abend häufig Geschichten vor. Als 1834 Josephine ganz unerwartet starb und Mohr mit vier Kindern allein zurückblieb, war er ganz verloren und wußte sich kaum zu fassen. Wenn er nach einem Jahr schon eine dritte Ehe einging, so nur, um den Verlust, den er und seine Kinder erlitten, zu ersetzen. Ihm deswegen Lieblosigkeit vorzuwerfen, wäre ungerecht. Regina Constanzia Gugelberg v. Moos, mit der er sich am 26. April 1835 vermählte, wurde ihm eine verständnisvolle Gattin und seinen Kindern eine treu besorgte Mutter.

Sie starb 1847, so daß Mohr auch seine dritte Frau um sieben Jahre überleben mußte[5].

Die Familie Mohr gehörte zu den angesehensten der Stadt. Sie galt für reich und verkehrte in der besten Gesellschaft. Seinen Sohn Conradin ließ Mohr in Wetzlar das Gymnasium besuchen, um ihn aus der Gesellschaft einiger ihm unangenehmer Gespielen zu entfernen. Seine Töchter gingen in Chur zur Schule, spielten artig Klavier und wurden zur Vervollständigung ihrer Erziehung für ein Jahr nach Montmirail gebracht. Häufig kamen die jungen Leute der Stadt zu Einladungen, Gartenfesten und Landpartien zusammen, bei denen während seiner Fereienaufenthalte besonders Conradin, der zur Laute sang, gerne gesehen wurde; und wenn im eigenen Weingarten die Trauben reiften und gelesen wurden, lud man wieder Freunde ein und wußte aus der Arbeit durch Tanz und Gesang ein Fest zu machen. Beliebt waren die Scherze mit sogenannten «Wimmlet-Poppeli», die die Mädchen den Burschen heimlich am Rocke festmachten, die sich ihrerseits rächten, indem sie lautes Feuerwerk abbrennen ließen und damit die Damen arg erschreckten[6]. Auch in Chur lebte man damals im Stile der unbeschwerten und frohmütigen Biedermeierzeit. Im Jahre 1836 zog die Familie aus dem «Süßen Winkel», wo man seit 1832 gewohnt hatte, in ihr eigenes, neu erbautes Haus in der Quader, das damals als eines der ersten außerhalb der Stadtmauern allein in Wiesen und Bäumen stand[7].

In Chur wußte sich Mohr die Freundschaft einer Reihe bedeutender Männer zu erwerben, unter denen ihm besonders Christoph v. Albertini, Johann Friedrich v. Tscharner und Vincenz v. Planta nahe standen. Planta war der jüngste unter den drei Genannten. Er war im gleichen Jahr wie Mohr nach Chur gekommen, nachdem er in Göttingen und Berlin die Rechte studiert und sich dort als Jurist hauptsächlich Savigny angeschlossen hatte. Nach Reisen in England und Holland kehrte er in die Schweiz zurück und arbeitete in der Standeskanzlei, zu deren Direktor er 1824 gewählt wurde. Wie schon erwähnt, hat ihn Mohr in dieser Eigenschaft während eines Jahres vertreten. Nach dem Rücktritt vom Amte nahm Planta an allen Bestrebungen, die die Weckung und Hebung des religiösen und wissenschaftlichen Lebens zum Ziele hatten, regen Anteil, arbeitete für gemeinnützige Institutionen und widmete sich historischen Studien[8]. Er war ein treuer Helfer Mohrs, und als er 1851 starb, hat die Geschichtsforschende Gesellschaft mit Recht den Verlust eines ihrer eifrigsten Mitglieder betrauert.

Bundespräsident v. Albertini gehörte zu den Stützen der Gesellschaft. Er war ein Mann von Geist und Bildung, ausgezeichnet

durch große Klarheit und Schärfe des Denkens. Er konnte hart, aber nicht ungerecht sein und blieb zeitlebens selbständig bis zur Unverträglichkeit. Seine politischen Ansichten betrachtete er als die einzig richtigen[9]. Er war konservativ, bisweilen sehr reaktionär, was nicht wenig zu seiner Isolierung im Alter beigetragen hat. In den Achtundvierzigerkämpfen stand er ganz auf der Seite des Sonderbundes. Sein Sohn Ulisses war in dessen Heer eingetreten, und Albertini selber wurde beschuldigt, während des Krieges mit dem österreichischen Gesandten Kaisersfeld in verräterischer Verbindung gestanden zu haben[10].

Für Mohr war die Begegnung mit Johann Friedrich v. Tscharner bedeutender. Er war Albertini an wissenschaftlicher Bildung überlegen, weniger absolutistisch als dieser. Doch mit der gleichen Kompromißlosigkeit vertrat Tscharner seine politischen Ideen, besonders, weil er selber nie die Interessen des Vaterlandes denen der Partei zu opfern bereit war, andern aber nicht zutrauen wollte, daß auch sie ihr Land liebten, nur auf etwas andere Weise[11]. Auch ihm hat diese Haltung geschadet, und tief gekränkt hat er sich nach der Verfassungsrevision der Churer Stadtgemeinde aus allen Ämtern zurückgezogen. Graubünden hat er 1831 auf der Tagsatzung vertreten, der Eidgenossenschaft als Kommissär und Obmann der Schiedsgerichtskommission in der Baslerfrage gedient. Sein politisches Denken war beherrscht vom Grundsatz der Legitimität. Man hat in ihm einen typischen Vertreter der Restauration in Graubünden gesehen[12]. Naturgemäß kam er damit in scharfen Gegensatz mit der politischen Bewegung der dreißiger Jahre, die seiner Ansicht nach in die Anarchie führen mußten. Kurz nach dem Tode Tscharners hat Vincenz v. Planta eine Darstellung seines Lebens erscheinen lassen, die den heutigen Ansprüchen an eine Biographie allerdings nicht mehr genügen kann, uns aber durch die vielen Beilagen des zweiten Teiles, unter denen die «historisch-publizistische Übersicht der Staatsgeschichte Graubündens» einen bedeutenden Raum einnimmt, wertvolle Einblicke in das Denken dieser bedeutenden Persönlichkeit gestattet. Georg v. Wyß nannte Tscharner in einer Besprechung des Buches in der Basler Zeitung einen Mann, «der unter den Trefflichen eine hervorragende Stelle einnimmt... mit eindringlichem Scharfsinn und rastlosem Forschungstrieb den festen Glauben und die aufrichtige Demut des Christen verband»[13]. Die politischen Anschauungen Tscharners weisen eine frappante Ähnlichkeit mit denen Mohrs auf. Da sie fast täglich sich begegneten, hat zwischen ihnen kein Briefwechsel stattgefunden, der uns darüber näher Auskunft geben könnte. Es ist nicht anzunehmen, daß der bedeutend jüngere Mohr Tscharner beeinflußt hätte. Vielmehr läßt sich vermuten, daß Tscharner Mohr geführt habe. Tatsache ist, daß dieser

am Ende der zwanziger Jahre eine entscheidende Wendung vollzogen hat, daß in dieser Zeit sein konservativer Kern aufgebrochen ist.

Der Wandel von Mohrs Gesinnung kann am besten deutlich gemacht werden durch eine vergleichende Gegenüberstellung der Rede zur Reformationsfeier aus dem Jahre 1819 und der Ansprache, die er als Vertreter der Regierung an die Evangelisch-rätische Synode von 1834 gerichtet hat. 1819 spricht ein feuriger Liberaler. Seiner Reformationsrede setzt er als Motto ein Zitat aus Seumes berühmtem «Spaziergang nach Syrakus» voran. Seume (1763—1810) war ein Schriftsteller von wildem Unabhängigkeitsgefühl, erfüllt von Vaterlandsliebe und Freiheitsdrang, ein scharfer Tyrannenfeind und Aristokratenhasser, dem jeder geistige Zwang Tod bedeutete[14]. Seine Opposition gegen jedes hierarchische Prinzip machte auch vor der katholischen Kirche, die in Vorurteile, Privilegien und Gewissenszwang gefangen sei, nicht Halt. Sein Katholizismus sei der «der Vernunft, der allgemeinen Gerechtigkeit, der Freiheit und Humanität», und mit aufklärerischem Optimismus glaubt er an den Fortschritt des Menschengeschlechts, das einst in «ursprünglicher Gerechtigkeit» werde leben können[15]. In Mohrs Rede finden sich ähnliche Stellen. In der Lehre Christi und der Reformation sieht er vor allem eine Sache der Freiheit, die Licht in das Dunkel des Heidentums und Rettung aus dem Zwang der Kirche gebracht habe. Noch immer sei die Unwissenheit des Volkes der Grund seiner politischen und kirchlichen Unmündigkeit, und die Theologen hüteten sich, an diesem Zustande etwas zu ändern, weil sie fürchten müßten, ihrer Machtstellung dadurch verlustig zu gehen. Fast möchte man glauben, er wolle mit seinen gehässigen Bemerkungen gegen die Geistlichen, seine Abkehr vom theologischen Studium rechtfertigen, fänden sich nicht in Schriftstücken aus der Zeit der Griechenbegeisterung Hymnen auf die Freiheit und Angriffe gegen jene, die sie den Griechen vorenthalten wollten, welche deutlich beweisen, daß es ihm damit heiliger Ernst gewesen ist. Daß auch sein Philhellenentum aus dem modernen Liberalismus hervorwuchs, haben wir früher schon erwähnt.

Ein ganz anderer Mohr tritt uns in der Rede entgegen, die er anläßlich der Evangelisch-rätischen Synode im Jahre 1834 gehalten hat. Als Vertreter der Regierung fiel ihm die Aufgabe zu, in den Beratungen über die Respektierung der staatlichen Hoheitsrechte zu wachen[16]. Die Synodalen hätten sich wohl keinen kirchentreueren Assessor wünschen können. Die Bestimmung der Geistlichen schilderte er in seinen eröffnenden Worten als so bedeutsam und den christlichen Glauben mit solcher Inbrunst als die einzig mögliche Grundlage allen menschlichen Lebens, daß viele Pfarrer den Wunsch äußerten, er möchte seine Rede drucken lassen, und

Domkustos v. Carl zu St. Luzi bat ihn daraufhin, er möchte ihm etwa fünfzig Exemplare davon unauffällig zusenden; denn sie sei «eine goldene Ausbeute der einzig wahren Wissenschaftsquelle», und die Zöglinge des Priesterseminars, denen er sie gleich nach Empfang öffentlich habe vorlesen lassen, hätten sich an der Wahrheit gefreut, «die bei einem so feierlichen Anlasse aus Ihrem Munde ebenso zeitgemäß als kraftvoll floß»[17].

Mit Grauen sieht Mohr nach Frankreich. Er nennt es das «Vaterland des politischen und religiösen Unglaubens». Wieder sei von ihm mit der Julirevolution eine Bewegung ausgegangen, die mehrere europäische Staaten, auch die Schweiz, in das größte Unglück zu stürzen drohe. Die Religion sei in Gefahr, und wenn *sie* an Kraft verliere, müsse alles zusammenbrechen. Sie allein könne dem Menschen und Bürger jenen Halt geben, der ihm ein Leben im Staate ermögliche und ihn nicht dem Gesetz der Gewalt ausliefere. Warnend erhebt er die Stimme gegen jene, die eine «zeitgemäße Umgestaltung» des Christentums verlangten, weil dieses in der hergebrachten Form der Gegenwart nicht mehr genügen könne. Sie möchten damit nur das außer Acht lassen oder gar bestreiten, was ihren «regellosen Begierden im Wege stehe oder der vergötterten menschlichen Vernunft als unbegreiflich» erscheine. Sie versuchten auch jene «im Christentum durch Wandel und Wort des Heilandes und seiner Apostel fest begründete Lehre zu leugnen, daß die Obrigkeit von Gott sei». Wer aber dieser «den Gehorsam aufkündet, so lange sie nicht befiehlt, was dem Worte Gottes zuwiderläuft, wer seine Eide bricht, findet hiefür in diesem Worte keine Rechtfertigung». Kirche und Staat können nach seiner Überzeugung nur eine gemeinsame Grundlage haben: die Lehre Christi. Mit aller Deutlichkeit bekennt sich Mohr zum Prinzip der Legitimität. Das Staatsdenken der Restauration hat in ihm einen unentwegten Verfechter gefunden. Als legitim können Mohr in der Schweiz nicht monarchische oder aristokratische Herrschaftsansprüche gelten. Gottgewollt ist einfach die bestehende Ordnung, die im Bundesvertrag von 1815 geschaffen wurde, und die Freiheit, die man darin jedem einzelnen seiner Glieder zugesteht. Wer diese Gesetzlichkeit nicht anerkennen will, stellt sich gegen den Willen Gottes. Das konservative Element gilt Mohr deshalb als christlich, das radikale als atheistisch. Die Radikalen sind in seinen Augen Träger des «politischen und religiösen Unglaubens».

Da Mohr keiner Behörde mehr angehörte, suchte er auf andere Weise seinen Anschauungen Nachdruck zu verleihen. Er übernahm für zweieinhalb Jahre die Leitung der «Churer Zeitung»[18]. Die damals häufigen Wechsel der Redaktoren lassen darauf schließen, daß der Posten eines Schriftleiters nicht gerade begehrt war. Die Arbeit konnte nebenamtlich besorgt werden; denn

das Blatt erschien nur zweimal in der Woche und wies nie mehr als vier kleine Seiten auf. Es brachte die wichtigsten Nachrichten aus dem Ausland und den Kantonen, die es durch Abdrucke aus andern Journalen, besonders der konservativen Basler Zeitung, bereicherte. In einleitenden oder ergänzenden Sätzen dazu gab Mohr seiner Meinung Ausdruck. Redaktionelle Artikel sind selten. Noch in den dreißiger Jahren hielt man sich soweit als möglich an das Versprechen, das man seinerzeit den Lesern gegeben hatte, die Tatsachen selber sprechen zu lassen und nicht zu räsonieren, weil räsonieren an sich schon für unsachlich galt. Im allgemeinen führte Mohr die Redaktion in den herkömmlichen Bahnen weiter. Nur eine einzige Neuerung wurde vorgenommen, indem er die Rubrik «Eidgenössisches» an erster Stelle erscheinen ließ, während diese bisher immer das «Ausland» eingenommen hatte[19]. Diese Umstellung ist sicher bezeichnend für das wachsende Interesse, das man in Graubünden den Vorgängen in der Schweiz entgegenbrachte, für deren Schicksal man sich in zunehmendem Maße mitverantwortlich fühlte. In den Auseinandersetzungen mit den Radikalen der Schweiz hat denn Mohr auch das meiste Pulver verschossen. Zu einer sachlichen Diskussion findet er selten die Ruhe. Seine Polemik ist oft gehässig, und an kräftigen Ausdrücken fehlt es nicht. Er spricht von der «wahrhaft blödsinnigen» Auslegung des Asylrechtes durch die Radikalen, nennt diese «moderne Maulhelden», deren Hauptarbeit in der «Verläumdung des Rechtes zugunsten von Parteizwecken» bestehe. Die Zügellosigkeit der radikalen Presse sei schuld an der ganzen Verwirrung, und solange ihr nicht gesteuert werde und «jeder hirnlose Skribler» schreiben könne, was ihm nur einfalle, komme man in kein besseres Verhältnis zum Ausland. Er fordert energische Handhabung der Zensur. Die Ehre des Vaterlandes, betont er, liege der «Churer Zeitung» ebenso am Herzen wie den «Schreiern des Tages», die diese beschmutzten[20]. Mit Stolz weist er am 12. Juni 1836 bei der Vierhundertjahrfeier des Zehngerichtenbundes auf die rätischen Altvordern hin, die sich nicht zu Unrecht und Gewalt, sondern zu gegenseitiger Treue, zu Eintracht, Freiheit und Gerechtigkeit verbunden hätten. «Ein Freistaat, der auf solchen Grund gebaut ist, der dabei Religion und Sittlichkeit auf jede Weise sich bewahrt, wird auch im Sturme nicht untergehen»[21], und schließlich ist er davon überzeugt, daß die scheußliche Parteidiktatur des Radikalismus in Graubünden nie werde eindringen können. «In Bünden ist es anders, — in Bünden muß es anders sein, und zwar deshalb schon, weil es der freien Männer zu viele gibt, die von ihresgleichen, seien sie nun stabil oder radikal, sich den Fuß auf den Nacken nicht setzen, und das von den Vätern ererbte, freie Wort nicht nehmen lassen»[22]. — Allein damit hatte er den Tag vor dem Abend

gelobt. Bald bekam er Gelegenheit, in der eigenen Gemeinde mit den Radikalen die Klingen zu kreuzen. —

1836 erwarb Mohr das Bürgerrecht der Stadt Chur für sich und seinen Sohn und trat am 30. Oktober in die «löbliche Zunft von Schuhmachern» ein, in die auch Conradin aufgenommen wurde. Dieser erzählt, wie ihn sein Vater an einem Herbstabend während der Ferien in die Zunftbruderschaft mitnahm, um sich dort einzuschwören und an den Verhandlungen teilzunehmen, und wie beide zu diesem feierlichen Akt im schwarzen Kirchenmantel und Zylinderhut erschienen, sein Vater zudem mit einem Degen an der Seite, den er als Ratsherr zu führen das Recht hatte[23]. Die Zünfte trugen damals noch immer den Charakter politischer Körperschaften, den sie seit ihrer Entstehung beibehalten hatten. Sie gingen zurück auf ein kaiserliches Diplom Friedrichs III. vom 27. Juli 1464, das der Stadt nach dem großen Brande die Erlaubnis gegeben hatte, Zünfte und Zunftrecht einzuführen. Die Grundlage der städtischen Verfassung waren die fünf Zünfte, in deren eine die stimmfähigen Bürger sich einschwören mußten, um ihre politischen Rechte auszuüben. Jede Zunft ordnete vierzehn Mitglieder in den Großen Rat ab, der als Wahlkollegium fungierte und aus seinen Reihen den kleinen Stadtrat ernannte, in dem jede Bruderschaft mit drei Meistern vertreten sein mußte. Aus dem Stadtrat wurden Bürgermeister, Stadtvogt, Stadtrichter, Präfektenrichter und Stadtammann gewählt, die aber Mitglieder des Rates blieben[24].

Wir weisen kurz auf die Kämpfe hin, die um diese Verfassung ausgefochten wurden und mit der Aufhebung der Zünfte endeten. Sie sind noch nie eingehender behandelt worden, wie denn überhaupt eine zusammenfassende Geschichte der Stadt Chur noch nicht geschrieben ist[25].

Die Stadtverfassung, die fast vier Jahrhunderte ohne wesentliche Umgestaltung überdauert hatte, konnte den Ansprüchen der neuern Zeit nicht mehr genügen. Zuerst verlangten verschiedene Kaufleute die Aufhebung des Innungszwanges und die Einführung einer unbedingten Gewerbefreiheit, die einzig noch durch Niederlassungsordnungen und polizeiliche Erlasse geschützt werden sollte, wie das in Zürich und andern Orten geschehen war. Dann wurde das Begehren gestellt, den Beamtenapparat abzubauen und die Gemeinatzung aufzuheben. Und schließlich erhoben als Sturmtruppe die Radikalen der Stadt ihre prinzipiellen Forderungen nach direkten Wahlen und Trennung der Gewalten. Es kam zu äußerst hitzigen Auseinandersetzungen in Versammlungen, Flugschriften und Presse. Den Anfang mit Broschüren machten die Radikalen. Sachliche Argumentierung ist nicht ihre Stärke. Sie fechten mit Schlagworten und sind glänzende Polemiker, denen

die Sprache der Demagogie kein Geheimnis ist. Sie wollen in erster Linie die Bürger aus dem Schlaf rütteln, damit jeder sich auf sich selbst besinne und seiner Bedeutung bewußt werde. «Vor allem bedürft Ihr aufzuwachen, Ihr einzelnen Bürger unserer Stadt, von dem langen, geist- und seelentötenden Schlafe, in den Ihr durch Euere bisherige Verfassung und eitle Herrengnade versunken waret.» «Wir bedürfen des festen Entschlusses, uns einmal selbst zu fragen: ob wir noch fähig seien, uns selbst zu helfen oder auf Gnade oder Ungnade uns hochweisen Vögten übergeben müssen.» «Arme betörte Bürgerschaft! Schleuf aus dem rostigen Eisenkleide heraus und werde ein Mensch der neuen Zeit.» Sie solle den Kampf aufnehmen mit den «langweiligen Regenten», die «fortwährend an dem großen Rade der alten eisernen Ölmaschine» trieben, und sich erheben gegen ihre «unsinnigen mittelalterlichen Institutionen». Es ist bezeichnend, daß sich die Radikalen stets auf das Beispiel der Schweiz berufen, die schon lange erwacht sei, wie wenn man sich vor ihr zu schämen hätte, weil sie mit dermaßen veralteten Gemeindeordnungen schon vor Jahren aufgeräumt habe.

Sprecher der Gegenpartei sind Mohrs enge Freunde v. Tscharner und Albertini, deren Ansichten den seinen entsprechen. Ihre Schriften sind sachlicher und in der Argumentation überlegen, vornehmer auch in Sprache und Ausdruck und von betontem Stolz, der dem Ganzen einen leichten Zug ins Hochmütige gibt. Albertini und Tscharner bestreiten nicht, daß manches einer Revision bedürftig sei und die Verwaltung der Stadt vereinfacht werden müsse. Aber sie wenden sich energisch gegen den Vorwurf, es existiere eine alles beherrschende Aristokratie. Das sei ein Schlagwort, das im Auslande herumgeboten und von den Schweizern nachgeschwatzt werde. Bis zu einem gewissen Grade hatten sie damit recht. Allein ganz aus der Luft gegriffen waren die Behauptungen der Radikalen auch nicht. Jene nämlich, die kein eigentliches Handwerk ausübten, traten in die eine oder andere Zunft ein. Sie verteilten sich auf diese gleichmäßig und gewannen in allen durch ihr persönliches Ansehen maßgebenden Einfluß, so daß schließlich die Beamtenstellen immer mehr zu einem Monopol einzelner Familien wurden[26]. Die Konservativen ihrerseits wiesen nun darauf hin, die Beamtenstellen der Stadt seien ihrer geringen Besoldung wegen nie verlockend gewesen, und wenn man nur schwer eine taugliche Regierung zusammenbringe, sei daran nicht der Wahlmodus schuld. Die indirekten Wahlen des Stadtrates fußten auf dem Grundsatz, daß von den Bessern die Besten regieren sollten. Dieser habe sich bewährt, und man habe keinen Grund, ihn aufzugeben, auch wenn er «nach neuern, neuesten und allerneuesten Theorien» veraltet sei. Nur mit Schrecken können sie an eine direkte Wahl durch eine

Bürgerversammlung denken. In kurzer Zeit müßte sie ein Opfer der Parteileidenschaften werden, und ohne einen Ausgleich der Zünfte würden dem verheerenden Einfluß der Volksverführer Tür und Tor geöffnet. «Lieber wollte ich die allerbrutalste Landsgemeinde», meint Albertini. Es sei aber Pflicht, «daß man Wahlumtrieben und Kabalen, dieser Pest aller Demokratien... möglichst den Eingang» verschließe. Die Radikalen litten denn auch an der typischen Zeitkrankheit, «an einer törichten Selbstüberschätzung, erzeugten Verachtung alles Alten, bloß weil es alt, und Bewunderung alles Neuen, bloß weil es neu ist, und zwar in einem an Fanatismus grenzenden Grade.» Tscharner versuchte, in «Mitteilungen über Churer Stadtsachen» an die «Bürger und Nichtbürger, die sich die Mühe nehmen wollen, darüber mit Sachkenntnis zu urteilen», direkt zu appellieren. Auch arbeitete der Rat einen Verfassungsentwurf aus. Als er diesen aber nicht den Zünften vorlegte, verweigerten diese die Vornahme neuer Wahlen in den großen Stadtrat, und bei den Pfistern kam es gar zu tumultarischen Auftritten. Die Radikalen wollten alles oder nichts. Wie anderwärts, müsse auch in Chur das «demokratische Prinzip sich vollends von den ihm eingemischten aristokratischen Schlacken säubern». «Für den Republikaner ist es keine andere Wahl als: ganz Republikaner zu werden oder sich als solcher begraben zu lassen und aus der modernden Hülle als Untertan hervorzugehen; was dazwischen liegt, ist Siechtum, das zum Tode führt.»

Am 10. Juni 1840 wurde den Zünften die von einem Ausschuß nach radikalen Forderungen revidierte, moderne Verfassung zur Abstimmung vorgelegt und mit deutlichem Mehr gutgeheißen. Die auf Schuhmachern stimmten ihr mit zweiunddreißig gegen acht Stimmen zu. Mohr und Tscharner verwahrten sich gegen die Abstimmung und gaben feierlich ihren Protest zu Protokoll; sie beriefen sich auf den 5. Artikel der Kantonsverfassung, nach dem die Hochgerichtsstatuten dem Großen Rat vorgelegt werden müßten. Andere bestritten diese Interpretation des Artikels. Der Kanton habe keine Kontrolle auszuüben, sondern einzig darüber zu wachen, daß die Verfassungen der Hochgerichte nichts enthielten, was der kantonalen Konstitution widerspreche[27]. Der Große Rat vertrat dieselbe Ansicht, als er darüber zu befinden hatte[28].

Obschon Mohr in diesen Kämpfen auf der Seite der Konservativen gestanden, ließ er sich in die neuen Gemeindebehörden wählen. Während zweier Jahre gehörte er dem Stadtrat an, und dreimal wurde er zum Amtsvogt gewählt[29]. Als solcher führte er den Vorsitz im Polizei-, Stadtvogtei- und Kriminalgericht[30]. Im September 1847 lehnte er eine neue Wahl ab, obschon sie ein absolutes Mehr für ihn ergeben hatte[31]. Man stand damals nur wenige Wochen vor dem Ausbruch des Sonderbundskrieges, und Mohr

wollte zu dieser Zeit nichts mehr mit einer regenerierten Bürgerschaft zu tun haben[32].

Wohlwollender als der Verfassungsrevision stand Mohr dem Reformverein gegenüber, der 1841 auf Anregung P. C. v. Plantas gegründet worden war. In einem Bericht an die Basler Zeitung, um den ihn Andreas Heusler gebeten hatte, möchte er der im Unterland vielfach vertretenen Meinung, der Verein sei mit den radikalen Bestrebungen anderer Kantone in Zusammenhang zu bringen, entgegentreten. Das Ziel, die gegenwärtige Landeseinteilung durch eine neue zu ersetzen, könnte allerdings daran erinnern, «wie anderwärts rücksichtslos bestehende Verhältnisse beseitigt werden». Viele tüchtige Männer, die dem Vereine angehörten, bürgten aber dafür, daß dieser «nicht einseitigen ideologischen Luftgebilden» nachjage. Er entspreche einem tiefen Bedürfnis, und man müsse seine Bestrebungen gutheißen, «ohne darum dem verderblichen System des Radikalismus zu huldigen, der auch das Beste nur mit der Beigabe des Schlimmsten, nämlich der Zertretung des Rechts zu schaffen» wisse. Der Reformverein und der evangelische Schulverein, der ganz im stillen Bedeutendes geleistet habe, sprächen für die Möglichkeit, im staatlichen Ausbau Graubündens, der unbedingt nötig sei, wesentliche Fortschritte zu erzielen[33].

Die Kämpfe in der Schweiz hat Mohr mit innerer Anteilnahme verfolgt. Das Schicksal des «gemeinsamen Vaterlandes», wie er sie nennt, geht ihm besonders nahe, weil er es tiefer erlebt hatte, als die meisten seiner engeren Landsleute. Die staatliche Ordnung, wie sie im Bundesvertrag von 1815 verankert war, dessen Entstehung er in seiner Jugend leidenschaftlich miterlebt hatte, schien dem Vertreter des Legitimitätsprinzips unantastbar. Wer sich zu ihr bekannte, stand auf der Seite des Rechts; wer sie anzweifelte, war ihm verdächtig; wer sie umgestalten wollte, war ein Rebell. «Rebellen» nannte er schon die Landschäftler, als sie 1833 sich gegen die Stadt Basel erhoben[34]. Später hat er für seine politischen Gegner noch kräftigere Bezeichnungen gefunden. Die extreme Richtung der Linken hatte den Liberalen in die äußerste Rechte getrieben. Ein Vergleich mit den Radikalen war für ihn undenkbar. Diese brachten religiös den Unglauben, politisch die Anarchie. Sie erschienen ihm als so unschweizerisch, daß er sie die Partei des Auslandes nennt. Vom Ausland wären die führenden Staatsmänner abhängig, die nur noch als «Marionetten nach den Fäden springen und tanzen» könnten[35]. Für ihre Ideen hat er kein Verständnis. Und weil sie ihm fremd sind und er doch den kämpferischen Mut der Radikalen nicht leugnen kann, unterschiebt er ihnen persönliche und materielle Interessen. Dieser Haltung begegnet man immer wieder. Erst als der Zusammenbruch des Sonderbundes in

allen europäischen Staaten einen ungeheuren Jubel auslöste und überall aus der revolutionären Glut die Flammen schlugen, sah Mohr in den schweizerischen Ereignissen ein Vorspiel zu einem unabsehbaren Prinzipienkampfe, der in Europa ausgekämpft werden müsse[36].

Im April des Jahres 1845 hatte er während einer Reise nach Luzern Gelegenheit, die radikalen Vorkämpfer aus nächster Nähe zu sehen. Damals wurden dort noch immer an die zweitausend Freischärler, die unter Ochsenbein in den Kanton eingebrochen, als Gefangene zurückbehalten. Als man sie für ein paar Stunden an die frische Luft ließ, marschierten sie an ihm vorüber. «Welch ein Anblick!» heißt es darüber in seinen Reisenotizen. «Auch nicht *eine* erträgliche Physiognomie, meist Galgengesichter, bei deren Begegnung an einsamen Stellen jeder ehrliche Mann seinen Stock fester fassen würde, — die übrigen so, daß Stumpfsinn und Liederlichkeit die Roheit der Gesinnung, das ganze Elend ihres Innern auf die unzweideutigste Weise sich auf ihrem Gesichte ausgeprägt findet. Und diese Menschen sollten Luzern Freiheit und Kultur bringen? Diese Menschen wären von ‚sittlichem Ernst' getrieben nach Luzern, um für eine Idee sich aufzuopfern?! Diese Subjekte sollen die Helden sein, welche das ‚überströmende Gefühl' in den Kampf trieb?» Auch das Spital ließ er sich zeigen, wo die Verwundeten lagen, und wieder erhielt er den denkbar schlechtesten Eindruck: «Liberale Damen aus den höhern Ständen... waren geschäftig in den Sälen, wo die Freischärler lagen (in diejenigen der bundesgetreuen Verwundeten verirrten sie sich niemals; denn ihre Humanität trägt das Gepräge der Politik und nicht dasjenige des Christentums). Still und freundlich war es in dem Saale der letzteren, geräuschvoll in demjenigen der Freischärler»[37]. Das waren also jene, die Siegwart Müller nicht abschätziger als Mohr «den aus allen Winden zusammengejagten Abschaum der menschlichen Gesellschaft» genannt hatte[38].

Wie anders war da das Volk der innern Orte, das hinter dem vom Militär gebildeten Spalier stand und dem Zuge nachsah. Von ihm hörte er «keine Verwünschungen, keine Insulten gegen die vorüberziehenden Gefangenen, wohl aber allgemein nur einen Ausdruck, den des Ekels, des Abscheus, den der Anblick des Gesindels weckte, daß solche Menschen es wagen durften, als Träger des Lichts und der Freiheit in den Kanton einzubrechen, und den aus der Tiefe der Brust sich herausdrängenden Dank gegen den allmächtigen Gott, daß er Stadt und Land nicht in die Hände solcher Horden lieferte. — Das eben ist bezeichnend und für die Anstrengungen unserer Kulturmänner bedenklich, daß in allen Klassen für den Sieg, der errungen wurde, voraus Gott die Ehre gegeben wird», und die Krieger scheuten sich nicht, auf den Knien

zu beten wie die alten Eidgenossen, wenn sie in die Schlacht zögen. Die Urschweiz erschien Mohr als der letzte Hort des Glaubens und der Freiheit, der sich wie ein Fels aus dem Meere des Unglaubens erhob. Ein protestantischer Kanton nach dem andern wurde radikal und kam damit unter kirchenfeindliche Regierungen. Daß dort in diesen verhängnisvollen Jahren die «Eidgenössische Zeitung» unter den Gegnern des Radikalismus Zwietracht säte, indem sie sich bemühte, «zwischen Konservativen und Liberalkonservativen haarscharfe Linien» zu ziehen, erfüllte ihn mit Sorge[39]. Siegwart-Müller hat die Polemik dieses Blattes später «ein heilloses Spiel» genannt[40]. Mohr war der Überzeugung, daß nur noch in den Fünf Orten ein Volk lebe, das sich zu den alten Gütern der Väter bekenne und nicht verdorben sei durch fremde Ideologien. Diesen Kern gelte es zu erhalten, wenn man nicht die ganze Schweiz dem verderblichen modernen Geiste preisgeben wolle. Mohrs Terminologie unterscheidet sich nicht wesentlich von der Siegwart-Müllerschen, für den es auch «gesunde» Kräfte gab, die sich von den «ungesunden», den «vergifteten Protestanten» und den «meineidigen Radikalen» trennen sollten, um nicht an ihrer Seele Schaden zu nehmen[41].

Was Mohr nach Luzern geführt hat, ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Die Vermutung, seine Reise habe politische Hintergründe, macht eine Notiz aus jenen Jahren wahrscheinlich: «Versammlung eines engen Ausschusses, dann aller rechtschaffenen Notablen des Vaterlandes, welche Frieden, Ruhe, Ordnung und Recht wollen — in möglichst ausgedehntem Maße... Achtung der konfessionellen Rechte, genaue Festsetzung der Kompetenzen der Tagsatzung — auf beides wirken.» Es muß eine politische Versammlung gewesen sein, in der Mohr als Vertreter Bündens angesehen wurde. Die Instruktion, die man ihm mitgab, lautete: «Ob Graubünden sich nicht zur Genehmhaltung und Annahme der vorörtlichen Anträge entschließen könnte. Dahin wirken, daß dies geschehe und daß nicht ein Gesandter der Minorität der Majorität zum Hohne die Tagsatzung besuche...»[42]. Das ist alles, was wir darüber wissen. Während seines Aufenthaltes machte Mohr auch Besuche bei verschiedenen Herren v. Mohr, zu denen er unklare verwandtschaftliche Beziehungen konstruierte, und traf mit Johann Theodor Ab Yberg zusammen, der am entschiedensten für die Berufung der Jesuiten eingetreten war. Ziemlich sicher hat Mohr auch Siegwart-Müller gesprochen. Wenn darüber Zeugnisse fehlen, ist das nicht unbedingt ein Gegenbeweis. Am Ende des Jahres 1847 hat man hüben und drüben viele Briefe verbrannt. Daß sich die beiden kannten, steht außer Zweifel. In einer kurzen Mitteilung von seinem Tode in der Allgemeinen Augsburger Zeitung heißt es, er habe sich als Historiker einen

Namen gemacht und «als von Siegwart-Müller seiner Zeit eventuell bezeichnetes Regierungshaupt Graubündens». Andere Dokumente, die darüber Auskunft geben könnten, waren nicht zu finden. Die Notiz muß aber der Wahrheit entsprechen. Conradin würde sie sonst kaum ohne jede Bemerkung nachträglich in die Familienchronik aufgenommen haben.

Für die Sache des Sonderbundes war Mohr schon vor seiner Reise nach Luzern eingetreten. Als der bündnerische Große Rat im Februar 1845 über die Ausweisung der Jesuiten zu entscheiden hatte, plante er mit einigen Gleichgesinnten, zu denen auch der spätere Sonderbundsgeneral Salis-Soglio gehörte, eine Petition einzureichen. Diese kam allerdings nicht zustande, nicht zuletzt darum, weil man eingesehen hatte, daß «alle Petitionen fruchtlos verhallen» würden. Der Beschluß, die Jesuiten auszuweisen, wurde denn auch richtig gefaßt, und jene sahen sich, wie er sagt, getäuscht, die geglaubt hatten, «daß den Graubündnern der alte gesunde Menschenverstand nicht abhanden gekommen sei»[43]. Je näher man der endgültigen Entscheidung rückte, desto mehr steigerten sich die Leidenschaften. Mohr wollte helfen, soviel ihm nur möglich war. Pater Gall Morel bat er, über ihn zu verfügen, wenn er etwas für St. Urban oder Einsiedeln tun könne, und Georg v. Wyß bot er sein Haus als Zufluchtsstätte an, für den Fall, daß ihm in Zürich Gefahr drohe[44]. Wie dann an der kriegerischen Auseinandersetzung nicht mehr zu zweifeln war, schrieb er an Gall Morel: «Mein Herz ist in der Urschweiz; — meine Wünsche, mein Flehen zu Gott gehören ihr und ihren Bundesgenossen!»[45] und nach dem Sturme versichert er ihn, daß er ihrer täglich, ja stündlich gedacht und für ihr Heil gebetet habe.

Der Sieg der Radikalen ließ ihn für die Schweiz und Europa das Schlimmste fürchten. Er meinte, man stehe erst am Anfang einer langen Leidensepoche, in der er eine göttliche Heimsuchung sah. Auch nach dem Sonderbundskrieg blieb seine politische Überzeugung dieselbe. Wie der neue Bundesvertrag auch ausfallen sollte, er würde ihn als Machwerk der Radikalen ablehnen. Daran war nicht zu zweifeln. Am 20. August 1848 hatte Chur über die neue Verfassung zu befinden. Der Bürgermeister eröffnete die Versammlung mit einem Hinweis auf die Bedeutung der Abstimmung. Sicher habe sich jeder nach reiflicher Überlegung ein selbständiges Urteil gebildet und werde dem Entwurf zustimmen, der zwar wie jedes Menschenwerk nicht vollkommen, aber im Willen zum gegenseitigen Verstehen entstanden sei und das Wohl des Landes als ersten und höchsten Zweck voranstelle. Die Aussprache wurde freigegeben[46]. Niemand verlangte das Wort. Man wollte zur Abstimmung schreiten, als sich doch noch jemand erhob: Mohr, dem

das Gewissen nicht zu schweigen erlaubt hatte. Bis zum letzten Augenblick also blieb er sich selber treu. Er sei sich klar darüber, führte er aus, daß mit seinem Votum nicht die Verwerfung des «Bundesvertrages» erreicht werde; denn noch sei «der Rausch zu stark und der Schwindel zu groß». Aber dieser Rausch werde verfliegen und die Zeit der Nüchternheit bald genug kommen. Er möchte, daß man sich daran erinnere, daß er zu dieser Verfassung weder geraten noch für sie gestimmt habe. Wenn man ihn frage: Warum? so antworte er: «Weil diese Bundesverfassung das Prinzip des Föderalismus aufhebt, — weil sie der vorletzte Schritt zur Zentralisation der Schweiz ist, die nicht mehr lange auf sich warten lassen wird. Ich aber huldige dem Föderalismus. Durch ihn ist Graubünden geworden, was es ist, demokratisch frei und unabhängig, — durch den Föderalismus ist die Schweiz frei und unabhängig geworden. Alle Ehre, Ruhm und Achtung, die sie erworben, fällt in die Zeit desselben. Das Glück der Zentralisation aber hat die Schweiz einmal genossen, — es war die Zeit der Schmach und der Erniedrigung des Vaterlandes.»

Nach diesem politischen Bekenntnis brachte er noch einige bauernfängerische Argumente vor, die weniger sympathisch berühren, sprach von dem finanziellen Ausfall, den Graubünden werde zu erleiden haben, von dem neuschweizerischen Beamtenheer, das man werde besolden müssen, und den «fetten Stellen», von denen auf Graubünden nur wenige und auf Chur bestimmt keine fallen würden. Auf das Votum Mohrs hin fanden noch drei weitere Bürger den Mut, Farbe zu bekennen, indem sie erklärten, ihm in allen Teilen beizupflichten[47]. Noch einmal kam es zu einem letzten Geplänkel. Schroff wie am ersten Tag standen sich die beiden Auffassungen gegenüber, von denen jede die andere nicht mehr verstehen wollte oder konnte. Mohr hielt es für seine Pflicht, als Schweizer vor der neuen Verfassung zu warnen, und der radikale Votant stimmte dieser zu, im Bewußtsein, damit dieselbe Pflicht als Schweizer zu erfüllen. Den Beifall der Versammlung hatte dieser auf seiner Seite. In der Abstimmung sprachen sich 172 für und 7 Bürger gegen die Annahme aus, ein ungünstiges Resultat, wenn man es mit dem Ergebnis der Stadt St. Gallen vergleicht, das 1040 Ja und nur ein Nein aufwies. Dagegen stimmten die 424 Beisässen, die sich auf der Turnerwiese versammelt hatten, der Vorlage einhellig zu und beschlossen, ihr Votum, das nicht klassifiziert werden konnte, der hohen Tagsatzung einzusenden[48]. Nach der Abstimmung ging Mohr in hochgemuter Niedergeschlagenheit nach Hause. Er suchte die Familienchronik hervor und zeichnete darin die Rede auf, die er als «Denkmal meiner politischen Überzeugung» gehalten hatte. Noch in derselben Nacht entstand vor seinem Haus auf der Untern Quader mächtiger Lärm[49]. Die Jugend

der Stadt hatte sich heimlich vor sein Haus geschlichen und brachte ihm eine Katzenmusik, die wie ein Hohngelächter jener selbstsichern und zukunftsgläubigen Generation anmutet über einen Mann, den die Zeit an ihre Ufer gespült hatte. Ein Vertreter dieser neuen Generation wird es auch gewesen sein, der in das Schülerverzeichnis der Berner Akademie mit Bleistift unter seinen Namen schrieb: «Staatsmann im Zeichen des Krebses in Bünden»[50]. Ob er sich wohl in jenen Tagen an die nun um dreißig Jahre zurückliegenden Zeiten in Bern erinnert hat, in denen er selber gegen jene gekämpft und gewettert, die das Alte beibehalten und nicht einsehen wollten, daß das Neue zeitgemäßer und besser sei?

Drei Dinge waren es, die Mohr zum scharfen Gegner der radikalen Bewegung gemacht haben: die Bewunderung der Tradition, die Hochhaltung des Rechts und seine religiöse Überzeugung. Obschon seine Familie in der bündnerischen Geschichte keine außerordentliche Rolle gespielt hat, war er stolz darauf, sie bis ins 13. Jahrhundert zurück verfolgen zu können, und betonte gerne seine vornehme Abkunft, die ihm den Verkehr mit der aristokratischen Gesellschaft erleichterte. Bezeichnend für ihn, daß er das «von» bis 1830 äußerst selten, später aber ausnahmslos seinem Namen voranstellte. Tradition bedeutete für ihn Kraft, Würde und Erfahrung, auf die besonders ein Staatsmann nicht verzichten könne, und weil sie auf der Gegenseite fehlte, sah er in den Radikalen haltlose Emporkömmlinge und entwurzelte Demagogen, denen es nicht um das Vaterland, sondern allein um ihren eigenen Vorteil ginge, den zu erreichen sie vor keinem Mittel zurückschreckten. An ihre guten Absichten glaubte er nicht, und von dem Gefühl, das sie erfüllte und Jonas Furrer nach seiner Wahl zum Bundesrat «die Tränen stromweise aus den Augen» fließen ließ, ahnte er nichts.

Wenn der Mangel an Traditionsbewußtsein den Historiker erschreckt hat, mag die Mißachtung des Rechts, der sich die Radikalen schuldig machten, den Juristen Mohr empfindlich getroffen haben. Sicher hat er sich oft zu formalistisch und pedantisch an die bestehenden Grundsätze gehalten. Eine ängstliche Anklammerung an das positive Recht ist allen Parteien eigen, die an vitaler Stoßkraft verloren haben und sich bedroht fühlen. In seinen Augen konnten die Radikalen nur einreißen. Daß sie auch neues Recht zu schaffen wußten, wollte er ihnen nicht zutrauen und nicht sehen; denn bis zuletzt hat er die «durch Eid- und Treubruch mancher Art vorbereitete Bundesverfassung» verachtet[51]. Immer wieder spricht er mit Entsetzen von einer «neuen Helvetik», auf die man zusteuere. Möglich, daß seine Kindheitserinnerungen ihm diese als Schreckgespenst erscheinen ließen. Die Notwendigkeit einer staatlichen Erneuerung, die er für Graubünden begrüßte, wollte er in

der Schweiz nicht sehen. Er erkannte nicht, daß nur durch eine Beschränkung der innern Freiheit die Unabhängigkeit der Gesamtheit auf die Dauer erhalten werden konnte.

Am energischsten bekämpfte Mohr die Radikalen als Christ. Er glaubte die Religion in Gefahr; er fürchtete vor allem um die Existenz der katholischen Kirche. Wie nahe er dieser gestanden hat, zeigt seine Konversion, die er kurz vor seinem Tode vollzog. Sie war nicht die Reaktion auf ein schweres Erlebnis, das ihn getroffen hat, sondern das Ergebnis einer langen reiflichen Überlegung.

DER SAMMLER

Im Vorwort zu Mohrs Codex diplomaticus, der Urkundensammlung zur Geschichte Cur-Rätiens und der Republik Graubündens, die seinen Namen unter Zeitgenossen und Nachwelt bekannt gemacht hat, stehen die Worte: «Möge doch bald der Meister erstehen, der dieses Material, das der Herausgeber als Handlanger für ihn zusammentrug, verarbeitet.» Damit charakterisiert Mohr seine ganze wissenschaftliche Arbeit. Er wollte nicht Geschichte schreiben. Er begnügte sich damit, die Materialien zusammenzutragen, zu prüfen und zu ordnen, um so einem künftigen «Meister» vorzuarbeiten.

Gegen diese Auffassung, die den Geschichtschreiber über den Geschichtforscher stellte, sah sich Joseph Eutych Kopp veranlaßt, «im Namen der Wissenschaft feierlich Verwahrung einzulegen»[1]. Kopp hat als bahnbrechender Historiker die Epoche der kritischen Forschung in der Schweiz eröffnet. In seiner Jugend hatte er wie Mohr zu den unbedingten Verehrern Müllers gehört. Als er aber zum fünfhundertjährigen Eintritt Luzerns in die Eidgenossenschaft eine Festschrift hätte vorbereiten sollen, erkannte er während seiner Studien in Archiven, daß die traditionelle Geschichtschreibung nicht mit dem tatsächlichen Geschehen übereinstimme und die Quellen eine andere Sprache redeten. Statt der geplanten Festschrift erschien 1835 ein dünnes Bändchen mit Urkunden, das ihm Bewunderung und Feindschaft zugleich eintrug. Seine Publikation war nicht in letzter Linie gegen Müller gerichtet. Während das Schweizervolk diesen noch immer als einen seiner großen Lehrer verehrte, aus seinem Werke in Schulen gelesen und an patriotischen Festen rezitiert wurde, war die Forschung über ihn hinweggeschritten. Manchen Historikern erschien er wie eine ferne Jugenderinnerung, so Pupikofer, der 1852 einmal Mohr gegenüber «mit einer Art Erstaunen» äußerte: «Als ich die Thurgauer Geschichte schrieb, wie sparsam flossen noch die Quellen! Wie unersetzlich stund die Autorität Tschudis und Müllers da. Jetzt hat die Kritik überall Breschen in die alten Festungen geschlagen, der Forscher- und Sammelfleiß neue Weltteile entdeckt!»[2] Andere empfanden geradezu Genugtuung, wenn sie eine «höchstpoetische gewundene Schilderung Johannes v. Müllers rein wegwischen» konnten[3]. Zu ihnen gehörte auch Kopp. Es ärgerte ihn, daß Mohr sich zum Handlanger eines Meisters von der Art Müllers degradierte. «Der

Beruf des Geschichtsforschers», schrieb er ihm, «ist nicht minder ehrwürdiger als der des Geschichtsschreibers, wenn dieser schon mehr glänzt; ja auf dem heutigen Standpunkte der Geschichte ist Darstellung gar nicht mehr denkbar ohne Forschung, und diese ist ein so selbständiger Zweig geworden als jene.» Als «Geschichtenmaler», nicht aber als Forscher, wollte er Müller gelten lassen. Darum sprach er sich dagegen aus, als die Allgemeine Geschichtforschende Gesellschaft sein Bild zu ihrem Siegel wählte. Der Forscher — heute nennt man ihn Diplomatiker — hat die Dokumente zu sammeln und sie auf ihre Echtheit zu prüfen. Niemand aber kann Diplomatiker sein, wenn er nicht zugleich Historiker ist; denn auch er kann die Kenntnis der Rechtsgrundsätze, der Gewohnheiten zu bestimmten Zeiten und der allgemeinen Zusammenhänge nicht entbehren[4]. Kopp lehnte darum die scharfe Trennung zwischen Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber ab. «Es wird lediglich von Ihnen abhangen, ob Sie mit der Forschung auch die Darstellung verbinden wollen», schrieb er an Mohr, nachdem er sich selbst mit beiden beschäftigt. Seine Darstellungen schrieb er in bewußtem Gegensatz zu Müller. Er will den festen Grund der Dokumente nicht verlassen und nichts schreiben, was er «nicht buchstäblich zu beweisen im Stande» ist. So beschränkt er sich in seiner Geschichte der eidgenössischen Bünde darauf, den Inhalt einer Urkunde an den der andern zu reihen, und schreibt keinen Satz ohne Anmerkungen. Was wir als Mangel empfinden, hielt er für Fortschritt und Gewinn. Bewußt vermied er es, sich über den Stoff zu erheben und ihn geistig zu durchdringen, die Taten der Handelnden zu motivieren oder aus dem Gegebenen eine Folgerung zu ziehen, die sich nicht quellenmäßig belegen ließ. Kein Ergebnis ohne Beweis und keine Behauptung ohne Begründung sollte dem Leser zugemutet werden und die Sprache dem Inhalt angemessen sein. «Sie mochte als nüchtern und trocken erscheinen, wenn sie nur die Wahrheit redete»[5]. Er wollte ohne Kunst schreiben und schrieb einen kaum lesbaren Stil.

Seine Veranlagung und das Bedürfnis, eigenen Forschungen Geltung zu verschaffen, drängten Kopp unablässig zur Geschichtsschreibung. Er empfahl auch Mohr, den Versuch zu wagen, indem er die Ergebnisse seiner Forschungen am Ende einer bestimmten Epoche oder eines Jahrhunderts in einer «geschichtlichen Übersicht» zusammenfasse, und forderte ihn auf, «durch Umdruck des Vorworts den Handlanger aus demselben verschwinden» zu lassen. Dieser Bitte ist Mohr nicht nachgekommen. Er wäre damit dem Ziel, das er seinem Leben gesetzt, untreu geworden. Schon in einem Briefe des Zwanzigjährigen heißt es, er wolle seine Bemühungen um die vaterländische Geschichte darauf beschränken, «einer geschickteren Feder (etwa Herrn v. Salis) in Sammlung

der Materialien behilflich zu sein», und als er zehn Jahre später in der Vergangenheit Trost suchte und seine Kollektionen zu ergänzen begann, tat er es wieder in der Hoffnung, einst werde sie jemand brauchen können. Mohr wollte Wegbereiter und Sammler bleiben. Auf den Ruhm des Darstellers hat er verzichtet. Sein Werk hat kein Aufsehen erregt. Über seine Bücher ist kein Buch geschrieben worden. Bescheiden steht sein Name in unzähligen Anmerkungen, die sich auf seinen Codex diplomaticus berufen.

Als dessen erste Hefte 1848 erschienen, war Mohr 54 Jahre alt. Er hat das Wort Rankes, man solle keine Bücher vor seinem 50. Lebensjahr veröffentlichen, sicher nicht gekannt. Doch mag ihn seine Arbeit zu der gleichen Erkenntnis geführt haben. Waren die ersten Urkundeneditoren bestrebt gewesen, jedes Jahr interessante Funde möglichst schnell und in stattlicher Anzahl zu publizieren[6], wußte Mohr mit der Herausgabe seiner Urkundensammlung so lange zu warten, bis er annehmen durfte, daß sie annähernd alles enthalte, was von entscheidender Wichtigkeit sei. Wenn ein Historiker heute gerne auf seine reiche Bibliothek hinweist, waren vor hundert Jahren viele Forscher nicht weniger stolz auf ihre Sammlungen. In drei Jahrzehnten hat Mohr ein ungeheures Quellenmaterial zusammengetragen. Manches davon mag von geringem Wert sein und seine Erhaltung der Sammelwut verdanken, in die sein Eifer manchmal umzuschlagen drohte. Aber das meiste ist wertvoll, und dankbar wird man anerkennen müssen, daß er damit die Grundlage zur bündnerischen Forschung geschaffen hat.

Dank seiner engen Beziehungen zum bischöflichen Hof in Chur stand ihm dessen Archiv, das damals noch ungeordnet war, offen. Man hatte ihm die Erlaubnis gegeben, Urkunden, die er kopieren wollte, in seine Wohnung mitzunehmen[7]. Alle von ihm bearbeiteten Pergamente pflegte er mit einem kleinen Vidi-Zeichen «v. M.» in der linken obern Ecke zu versehen. Wertvolle Funde machte er auch in den Klosterarchiven zu St. Luzi, Churwalden, Münster und Cazis, von dessen Beständen, die er — nach einer erhalten gebliebenen Notiz — am 9. Oktober 1834 ganz durchgangen hatte, man ihm 33 Dokumente zur Kopiatur überließ. Über den Inhalt vieler Gemeindearchive orientierten ihn Mitglieder der Geschichtsforschenden Gesellschaft, und wenn er irgendwo die Verteidigung eines Klienten zu führen hatte, benützte er die Gelegenheit, vor oder nach den Prozeßverhandlungen an Ort und Stelle archivalische Studien zu betreiben. Auch aus privaten Kollektionen hat er vieles ans Licht gehoben, so aus den Familienarchiven Peter Conradin v. Plantas, des «Gesandten», in Fürstenau, der v. Castelmur in Coltura, aus der Engelschen Sammlung in Fideris und den Schätzen Bundeslandammanns v. Ott in Grüsch.

Auch den Archiven selbst hat Mohr seine Aufmerksamkeit zugewandt. Am 2. Juni 1829 teilte ihm der Kleine Rat mit, daß er sich — sicher auf seine Anregung hin — «von der Notwendigkeit einer zweckmäßigen Einrichtung des Landesarchivs überzeugt» und ihn für diese Arbeit zum Gehilfen des Archivars, der davon nicht allzuviel verstand, gewählt habe[8]. In der Zeit vom 3. Juli bis 21. Dezember 1829 arbeitete er während 30½ Tagen an diesem Auftrag und wurde dafür mit Fr. 3.20 pro Tag entschädigt. In dem Bericht, den er der Regierung auf Ende des Jahres vorlegte, heißt es, daß man alle Schriften thematisch und chronologisch eingeordnet habe, die große Arbeit allerdings erst noch zu leisten sei; denn es bleibe «die Registratur übrig..., durch welche das in Ordnung gebrachte Archiv erst brauchbar» werde. Er anerbot sich, dafür einen Plan auszuarbeiten und dem Archivar mit Rat und Tat an die Hand zu gehen[9].

Schon früh versuchte Mohr, mit außerbündnerischen Historikern Beziehungen anzuknüpfen. Zu einer regen Zusammenarbeit mit ihnen kam es aber erst nach der Gründung der Allgemeinen Geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz im Jahre 1841, die ihm die persönliche Bekanntschaft fast aller Schweizerforscher vermittelte. Den ältesten unter ihnen, Johann Caspar Zellweger aus Trogen, hatte er schon als Abgeordneter an der eidgenössischen Tagsatzung von 1827 kennengelernt. Während mehr als dreißig Jahren stand er mit ihm in Verbindung. Ihr Briefwechsel gibt wenig Aufschluß über die geistige Welt der beiden Persönlichkeiten, kann aber in ihre Arbeitsweise einigen Einblick gewähren. Zellweger bat Mohr immer wieder, ihn alles, was er für seine Appenzellergeschichte brauchen könne, wissen zu lassen. Ab und zu erkundigte er sich nach einem ganz bestimmten Dokument, und Mohr unterließ es nicht, lange Nachforschungen anzustellen, um seinen Wünschen entsprechen zu können. Mohr seinerseits erhielt von Zellweger manchen Hinweis und zahlreiche Kopien für seine Sammlungen. Durch Zellweger kam Mohr auch mit deutschen Gelehrten, vor allem mit Jakob Grimm und Johann Friedrich Böhmer in Kontakt. Mehrmals bat ihn Zellweger um eine Auskunft für den großen Germanisten. Als dieser im Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters um die Mitteilung von Rechtsdenkmälern bat, berichtete ihm Zellweger von der Herausgabe der Gerichtsstatuten Graubündens, die die Geschichtsforschende Gesellschaft vorhabe. Grimm aber suchte nicht eigentlich Gesetze, sondern Hofrödel und Dorfoffnungen. Solche aber existierten in Graubünden nicht, schrieb Mohr zurück. «Jede Gemeinde hat ihre eigenen Dorfstatuten und Gemeindeordnungen, welche meist in Form von Gemeindeprotokollen gehalten werden. Man müßte wissen, was

den Herrn Prof. Grimm besonders interessiert, um einzelne hievon durchzugehen und für ihn auszuziehen. Nähere Kenntnis des Zweckes, den er sich vorgesetzt hat, würde mich und meine Freunde vielleicht in den Fall setzen, ihm gefällig zu sein»[10]. An Mohr direkt wollte Grimm erst im August 1854 — zwei Monate nach dessen Tod — schreiben. Sein Dank für das ihm übermachte Regestenwerk erreichte ihn nicht mehr.

Enger gestalteten sich Mohrs Beziehungen zu Johann Friedrich Böhmer in Frankfurt am Main, der als Herausgeber seiner Kaiserregesten und als Romantiker berühmt geworden ist[11]. Zellweger bat Mohr, ihm beim Sammeln für Böhmers Regestenwerk behilflich zu sein. Eine erste Lieferung rätischer Urkunden sandte er Zellweger im Frühling 1832, die dieser nach Frankfurt weiterleitete. Wenig später richtete er ihm den Dank Böhmers aus, stellte einen Plan der Monumenta Germaniae Historica zu und bat um Beiträge. Auch ihnen versagte Mohr seine Unterstützung nicht. Wenn sein «Umfang ihm nicht verderblich wird, so wird dieses Werk ein kostbarer Schatz für jeden Freund der Geschichte. Gerne trage ich dazu mein Scherflein bei»[12]. Er schickte ein zweites Verzeichnis von Bündnerurkunden ein, in welches er aber, dem Wunsche Böhmers entsprechend, nur ungedruckte Dokumente aufgenommen hatte. Die persönliche Bekanntschaft Böhmers machte Mohr 1841 in Bern an der Gründungsversammlung der Allgemeinen Geschichtforschenden Gesellschaft. Damals führten sie miteinander auf der Terrasse vor dem Berner Münster ein langes Gespräch, an das sich Böhmer gerne zurückerinnerte. Mohr erzählte ihm damals von seinem Plan, ein Werk mit Kirchenurkunden erscheinen zu lassen. Im Codex diplomaticus beruft sich Mohr mehrmals in Anmerkungen auf seinen «Freund Dr. Böhmer», und dieser sagte von Mohr, daß er «etwas ganz Gediegenes in seinem Wesen» gehabt habe[13].

Hatte Mohr von Böhmer wertvolle Anregungen zur Gestaltung seiner Regesten und Urkundensammlungen erhalten, war es Joseph Bergmann, der ihm mit Abschriften aus österreichischen Archiven große Dienste geleistet hat. Bergmann war k. k. Rat und erster Kustos der Ambrosianischen Sammlung in Wien. Als Abkömmling einer vorarlbergischen Walserkolonie fühlte er sich mit Graubünden ganz besonders eng verbunden. Mit seiner «Untersuchung über die freien Walliser oder Walser» hat er einen Beitrag zum umstrittenen Problem ihrer Herkunft geleistet. Er bekämpfte darin die Auffassung, nach welcher alle Deutschbündner germanisierte Romanen seien, und vertrat die These, daß die Walser in Graubünden und Vorarlberg aus dem Wallis stammten. Die Erforschung dieser Fragen bedeutete für ihn eine bevorzugte Liebhaberei. Auf Sommerreisen wanderte er öfters durch die deutsch-

sprachigen Gebiete Bündens. Er war es auch, der in Davos den Arzt J. G. Amstein zum Sammeln von Notizen über die dortige Bevölkerung anregte[14]. Noch im hohen Alter, nachdem er sein Amt niedergelegt, beschäftigten ihn die Mundarten des Vorarlbergs, deren Verwandtschaft mit den Bündner und Walliser Idiomen ihn erneut von der Richtigkeit seiner These überzeugte. Auch forderte er die Bündner auf, an der Herausgabe des schweizerischen Idiotikons nach Kräften mitzuhelfen. Zwischen Bergmann und Mohr kam es zu einer erfreulichen Zusammenarbeit. Wenn Bergmann historische Mitteilungen aus Rätien oder der Schweiz fehlten, wandte er sich an Mohr. Dieser gab ihm bereitwillig Auskunft und versäumte nicht, Bergmann geschichtliche Werke zuzustellen, damit dieser die Bestände seiner Bibliothek vervollständigen konnte. Indem er Mohr Urkunden schickte, die ihm sonst kaum bekannt geworden wären, leistete Bergmann ihm wertvolle Gegendienste. In einzelnen Fällen war es ihm möglich, die Originale zu verschaffen, in der Regel aber mußte sich Mohr mit Abschriften begnügen. Da Bergmann mit Arbeiten überhäuft war, blieben ihm nur seine Mußestunden und die Sonntage übrig, um in den Archiven nach Dokumenten zur Bündnergeschichte zu forschen. Die Ehrenmitgliedschaft der Geschichtsforschenden Gesellschaft Graubündens wurde ihm 1849 nicht unverdient zugesprochen. Auch der junge Johann Andreas v. Sprecher sammelte während seines Wiener Aufenthaltes für Mohr, und aus Stuttgart und München brachten ihm Zellweger, Gall Morel und Kopp vereinzelte Stücke.

Während mehrerer Jahrzehnte war Mohr der führende Historiker Graubündens. Wer eine Auskunft nötig hatte, wandte sich an ihn und durfte darauf zählen, daß seine Frage wohlwollend beantwortet werde. Jedem historisch Interessierten stellte er uneigennützig seine Sammlungen zur Verfügung. Diese legen von seinem immensen Eifer beredtes Zeugnis ab. An wen seine Manuskriptenkollektion zur neuern Geschichte, die er in Briefen ab und zu erwähnt, übergegangen, ist ungewiß. Die Materialien zu einem Historisch-biographischen Lexikon für Graubünden, das er herauszugeben beabsichtigte, sind nicht umfangreich. Mohr hat offenbar früh eingesehen, daß Bünden für eine solche Publikation zu klein ist. Dagegen stellt seine Dokumentensammlung ein Werk dar, das in der Schweiz seinesgleichen suchen dürfte. Sie ist heute das Prunkstück des bündnerischen Staatsarchivs. In 29 Bänden sind darin, nach Jahrhunderten geordnet, über 8000 Dokumente enthalten, von denen die kleinsten in wenigen Zeilen Platz finden, das umfänglichste aber, ein Urbar des Stiftes Chur, 220 handgeschriebene Seiten aufweist. Urkunde um Urkunde hat Mohr in seiner feinen Schrift mit großer Genauigkeit aufgezeichnet, oft während

Monaten fast Tag für Tag viele Seiten voll geschrieben. Man darf die Sammlung ein Lebenswerk nennen: Die ersten Kopien stammen aus dem Jahre 1816, die letzten wurden 1848 angefügt. Von diesem Zeitpunkt an hat sein Sohn Conradin die Bände durch zahlreiche Abschriften ergänzt.

Aus dieser Dokumentensammlung heraus wuchs dann Mohrs Codex diplomaticus. 1848 erschienen die ersten Hefte, 1852 war der erste, 1854 der zweite Band abgeschlossen. Die Fortsetzung, die ebenfalls zwei Bände umfaßt, besorgte Conradin. Der Zufall will es, daß nach genau einem Jahrhundert das erste Faszikel des neuen bündnerischen Urkundenbuches erschienen ist, das Mohrs Codex ersetzen soll. Wie überaltet sein Werk heute erscheint, mag die Tatsache erhellen, daß die Herausgeber des neuen Bündner Urkundenbuches den Codex nur aufschlugen, um nachzuprüfen, welche Urkunden Mohr darin aufgenommen[15]. Doch wäre es falsch, Mohrs Leistung als solche deswegen nicht anerkennen zu wollen. Sein Werk war eines der ersten dieser Art in der Schweiz. Vor ihm hatten 1839 Roman Werro den Recueil diplomatique du Canton de Fribourg und Zellweger 1831—1837 seine Urkunden zur Geschichte des appenzellischen Volkes herausgegeben, die dieser Mohr mit der Aufmunterung schenkte, er möchte einen ähnlichen Versuch für Graubünden wagen. Die epochemachenden Arbeiten Wartmanns für die Abtei St. Gallen erschienen erst dreißig, die Schweizers für Zürich gar vierzig Jahre später als der Mohrsche Codex. Wenn wir heute seine Texte als ungenau empfinden, erklärt sich das aus dem Bestreben jener Zeit, einen geglätteten Wortlaut zu bieten. Man «korrigierte» und verzichtete bewußt auf Buchstabentreue. Man wird aber Mohrs Bemühungen, den Editionen immer die sicherste Grundlage zu geben, trotzdem anerkennen müssen. Wenn irgend möglich hielt er sich an Originale, ließ sich diese zustellen oder bearbeitete sie auf Reisen an Ort und Stelle. Fehlten solche, hat er die bestehenden Abschriften mit größter Sorgfalt geprüft. Seine Kommentare können heutigen Anforderungen nicht mehr genügen. Erkenntnisse, zu denen Ortsnamenforschung, Sprach- und Rechtsgeschichte seither gelangt sind, fehlten ihm. Nicht sehr weit gediehen ist bei Mohr die Echtheitskritik. Manches, was heute die Wissenschaft als Fälschung entlarvt hat, hielt er für echt. Schon Bergmann und Böhmer haben ihn auf Irrtümer aufmerksam zu machen versucht. Verschiedene ihrer Hinweise hat er im Nachtrag zum ersten Bande beachtet. Von den Stücken aber, in denen sie Fälschungen sahen, sagte er dort nichts, da er von ihrer Echtheit überzeugt war. Man muß Mohr aber zugute halten, daß er jene Urkundenkritik, wie sie nachher in Wien bei Sickel oder an der Ecole des Chartes zu Paris entwickelt wurde, nicht kennen konnte.

Daß sein Codex auf der Höhe der Zeit stand, beweisen die vielen zustimmenden Urteile in Briefen zeitgenössischer Historiker. Er bedauerte es sehr, daß seine Arbeit nirgends in der Presse erwähnt wurde, und die Zeitungen «sich um alles andere mehr als um literarische Bestrebungen» kümmerten. «Ich vermisse dieses nicht bloß in Bezug auf den Beifall, dessen ich, freimütig gesagt, von Zeit zu Zeit bedarf, um den Mut und die Geduld nicht zu verlieren, sondern auch in Bezug auf die Kritik, welche zu berücksichtigen ich mir in allem, was recht und billig ist, zur Pflicht gemacht habe»[16]. Böhmer beglückwünschte ihn aus Frankfurt zu seiner Veröffentlichung und schrieb: «Wie es bei einem der Alten heißt: ab Jove principium, so möchte ich sagen: ab episcipatibus principium. Und wie reich ist Chur schon nach dem Gedruckten, wie übertrifft es Konstanz, Basel, Genf und Sitten!»[17] Der König von Preußen übersandte Mohr zum Zeichen seiner Anerkennung die Monumenta Zolleriana, und nach seinem Hinschied bat Bergmann Conradin in einem Kondolenzbrief, mit seiner eigenen auch die Anteilnahme «so mancher Geschichtsfreunde und geistig Verbündeter aus Österreich», besonders auch Chmels und Staatsarchivar Meillers entgegenzunehmen; die Arbeiten Mohrs erfreuten sich in Wien der verdienten Anerkennung. Nicht weniger schätzte Mohr den Beifall, den ihm Schweizer Historiker zollten. In ihrer Anerkennung sah er den einzigen Dank für seine gewaltige Arbeit ausgesprochen, und dieser hat ihn herzlich gefreut.

Gleichzeitig mit dem Codex diplomaticus begann Mohrs zweites groß angelegtes Quellenwerk zu erscheinen: Das Archiv für die Geschichte der Republik Graubünden. Hatte man früher die Bedeutung der Urkunden für die Historiographie fast zu einseitig hervorgehoben, wurde man nun auch dem Quellenwert der Chroniken wieder gerecht. An solchen fehlte es in Graubünden nicht. Die Männer der zweiten Epoche bündnerischer Geschichtsforschung nahmen sich der Werke ihrer Vorgänger aus dem 16. und 17. Jahrhundert an. Neben den großen Chroniken wollten sie auch kleinere Schriften herausgeben, Memoiren, Schilderungen einzelner Ereignisse und Zeitabschnitte, Biographien, ferner Jahrzeitbücher und Urbarien, und schließlich auch historische Abhandlungen drucken lassen. Mit dieser Edition verfolgte man neben wissenschaftlichen auch einen praktischen Zweck. Man hoffte, daß sie, die voraussichtlich in einem breiteren Publikum Interesse und Absatz finden würde, zur Finanzierung des Codex diplomaticus beitragen könnte[18]. Diese Nebenabsicht hat sich wenig vorteilhaft ausgewirkt. Man kam den Ansprüchen des Lesers entgegen, indem man die Quellen in Übersetzungen vorlegte, kürzte und bearbeitete, so aber den Anforderungen der Wissenschaft nicht mehr

ganz zu genügen vermochte. Dies ist um so mehr zu bedauern, als das Publikum die Hoffnungen der Herausgeber enttäuschte. Den Anfang der Publikationen machten die Denkwürdigkeiten Fortunat v. Juvaltas, die 1848 in deutscher Übertragung von Conradin herausgegeben wurden. Drei Jahre darauf folgten die beiden Bücher rätischer Geschichte Ulrich Campells. Die späteren Bände hat Mohr nicht mehr erlebt. Unermüdlich und unter großen finanziellen Opfern hat Conradin das Werk weitergeführt, «mit mehr Hingabe als Vorsicht» nach dem Urteil eines zuständigen Kritikers unserer Tage[19].

Lange, vielleicht fast zu lange, hat Mohr gewartet, ehe er seine angehäuften Schätze der Allgemeinheit zugänglich zu machen sich anschickte; denn weder den Codex noch das Archiv vermochte er zu einem Abschluß zu bringen. Das kann aber seine Verdienste um die Erforschung der Bündnergeschichte nicht schmälern. Für sie war ihm kein Opfer zu groß gewesen, und erst, wenn man beachtet, was er auch zu schweizergeschichtlichen Unternehmen, denen wir uns im folgenden zuwenden, beigetragen, kann man sich einen Begriff machen von seiner Arbeitskraft und dem Idealismus, der ihn beseelte.

Es scheint zum Wesen unseres Landes zu gehören, daß kulturelle Unternehmungen sich nur dann erfolgreich entfalten können, wenn sie dem föderalistischen Prinzip der Eidgenossenschaft Rechnung tragen. Einem Werk, das nicht aus den einzelnen Bundesgliedern herauswächst, fehlt es meistens an der Kraft, sich auf die Dauer erhalten zu können. Läßt man aber jedem Teil Selbständigkeit und das stolze Bewußtsein seiner Eigenstaatlichkeit, wird er gerne an gemeinschweizerischen Aufgaben mitarbeiten.

Die erste Geschichtforschende Gesellschaft, die Mülinen 1811 in Bern gegründet hatte, war nur dem Namen nach eine schweizerische gewesen. Sie ist nie zu allgemeiner Geltung gelangt und blieb bezeichnenderweise eine bernische, also kantonale Angelegenheit. Sie hat ihren Stifter nicht lange überlebt. Noch viel mehr als heute mußte vor hundert Jahren in der Eidgenossenschaft von unten nach oben gebaut werden, wenn man Dauerhaftes errichten wollte.

Es war der überall bekannte und verehrte Johann Caspar Zellweger, der im Jahre 1840 die Gründung einer zweiten Geschichtforschenden Gesellschaft an die Hand nahm, die sich mit Recht eine schweizerische nennen durfte. Er beschritt den einzig möglichen Weg, um an sein Ziel zu gelangen, indem er sich an die bestehenden kantonalen Vereinigungen wandte, mit der Aufforderung, sich zu einer allgemeinen Gesellschaft zusammenzuschließen, um so aus den bestehenden Teilen ein Ganzes zu for-

men. Von allen Seiten wurde seinem Plane zugestimmt, mit dem Vorbehalt allerdings, daß es nur zu einer Verbindung, aber keiner Verschmelzung der Kantonalgesellschaften kommen dürfe, in der diese ihre Selbständigkeit hätten aufgeben müssen. Man wollte auf das Eigenleben zugunsten einer zentralisierten Organisation nicht verzichten. Der große politische Gegensatz, der in jenen Jahren die Geister bewegte, zeigt auch hier seine Spuren. Zellweger war damit vollauf einverstanden. Die kantonalen Vereine sollten ihre besonderen Aufgaben weiterführen, daneben aber die Bestrebungen der allgemeinen Gesellschaft unterstützen. Diese wollte sich mit Problemen befassen, die die Schweiz als Ganzes betrafen, den Zweigvereinen volle Freiheit lassen und sich damit begnügen, ihre Arbeiten zu registrieren, um so Doppelspurigkeiten in Publikationen zu vermeiden. Nachdem man sich über diese grundsätzlichen Fragen in einer vorbereitenden Versammlung zu Baden geeinigt hatte, versammelte man sich ein Jahr später, am 25. September 1841 in Bern, wo die provisorischen Statuten genehmigt wurden und die Gesellschaft sich konstituierte. Das Leben, das sich in die Teile zurückgezogen hatte, strömte wieder in einem Ganzen zusammen[20].

Als Vertreter Graubündens war in Baden und Bern Theodor v. Mohr erschienen. Er stimmte dem Plan einer schweizerischen Vereinigung mit Freuden zu und wußte auch seine bündnerischen Freunde dafür zu begeistern. Zur großen Genugtuung Zellwegers ließen sich 36 Bündner als Mitglieder einschreiben, eine beachtenswerte Anzahl, wenn man bedenkt, daß einzig die Beteiligung von Zürich größer war, Bern dagegen weit hinter Rätien zurückblieb, die ganze Gesellschaft 208 Mitglieder zählte und somit jedes sechste ein Bündner war. Nur während einer Amtsdauer hat Mohr die schweizerische Gesellschaft präsidiert. Aber kaum einer dürfte in ihrem ersten Jahrzehnt mehr für sie gearbeitet haben als er. Als man sich 1855 in Solothurn versammelte, betrauerte man den Verlust jenes Mitglieds, das am besten mit den Geschäften des Vereins vertraut gewesen und als einziges ungeachtet der oft langen und beschwerlichen Reisen an sämtlichen Jahresversammlungen teilgenommen hatte.

Schon auf der ersten Versammlung in Baden hatte Zellweger den Plan eines «Archivs für schweizerische Geschichte» entworfen, das alljährlich erscheinen und das Organ der Gesellschaft werden sollte. Es sollte fünf verschiedene Abteilungen enthalten: Abhandlungen, die auf Quellenstudien aufgebaut waren, Antiquarisches, Akten und Briefe von Bedeutung für die Vergangenheit unseres Landes, ferner Regesten und endlich eine Besprechung der schweizerischen Jahresliteratur, die als Fortsetzung zur Hallerschen Bib-

liothek gedacht war. Für das Archiv wurde eine fünfköpfige Redaktionskommission bestimmt, die unter ihrem Präsidenten Johann Jakob Hottinger die Vorarbeiten an die Hand nehmen sollte. Ihr gehörte auch Kopp an, der die Regesten zu redigieren hatte. Als dieser jedoch im Sommer 1841 in die Luzerner Regierung gewählt wurde, nahm er seinen Rücktritt. Man bedauerte den Verlust des hervorragenden Forschers, wußte ihn aber zu verschmerzen, weil sein autoritäres Wesen eine Zusammenarbeit in der Kommission sehr erschwert hätte. Von der wissenschaftlichen Arbeit historischer Gesellschaften hielt Kopp überhaupt nicht viel. Zellweger vermutete auch, daß das, was man in Bern nach Kopps Äußerungen über Müller und Tschudi zu deren Rechtfertigung vorgebracht, ihn gekränkt habe, und fand es «eine erbärmliche Sache, daß dieser Mann bei den Katholischen und namentlich bei den Klöstern als der Herr der Geschichte gilt und er, der Tyrann, weiß, daß, wenn er zurücktritt, die Katholischen uns nicht helfen werden»[21]. Für Kopp mußte ein Ersatzmann gefunden werden. Meyer v. Knonau dachte an Pupikofer oder Archivar Wegelin in St. Gallen, Zellweger wandte sich an Mohr, obschon dieser noch nichts veröffentlicht hatte, und als er zusagte, waren Hottinger und seine Mitarbeiter darüber erfreut.

Die Redaktion der Regesten war die wichtigste und größte Aufgabe, die die Gesellschaft zu vergeben hatte. Man ging an ein gewaltiges Werk. Das ganze schweizerische Urkundenmaterial sollte bis in die letzten Archive hinein erfaßt werden. Man erstrebte Vollständigkeit; denn was die Vorfahren bisher geleistet hatten, war immer Stückwerk geblieben. Man hoffte damit «den Freunden der Geschichte, dem vaterländischen Staatsmann, Beamten und Rechtsgelehrten zu einer leichteren Kenntnis und Übersicht des Inhalts der einheimischen Archive, so weit derselbe der ältern Zeit» (d. h. bis 1520) angehörte, zu verhelfen. Nur planmäßiges Handeln konnte hier zum Erfolge führen. Zellweger beriet sich darüber mit Böhmer, der von den Schweizern als erste Autorität in Urkundenfragen verehrt wurde. Auf Grund seiner Vorschläge arbeitete er einen bis in alle Einzelheiten gehenden Plan aus, nach dem verfahren werden sollte. Er beabsichtigte, diesen zu veröffentlichen, damit alle kantonalen Gesellschaften dazu Stellung nehmen und Verbesserungsvorschläge einreichen könnten.

Damit wollte sich aber Hottinger als Präsident der Redaktionskommission nicht einverstanden erklären. Über das Ziel ihrer Arbeit waren er und Zellweger sich einig. Beide wollten das historische Interesse in der Schweiz beleben. Nur über die einzuschlagenden Wege war man verschiedener Meinung. Hottinger vertrat die Auffassung, daß allen Mitarbeitern möglichst große Freiheit gelassen und ihre Arbeitslust nicht durch einengende Bestim-

mungen gelähmt werden sollte. Dieses Vorgehen trage der Eigenart der Schweiz besser Rechnung; denn anders als in Frankreich oder Deutschland, wo auch wissenschaftliche Unternehmungen durch Regierungen oder große Vereine ins Leben gerufen würden, seien diese in der Schweiz nur durch den Zusammenschluß einzelner möglich. Halte man sich an einen festen Plan, komme man zwar jenen entgegen, die über einen mechanischen Fleiß verfügten. Das ganze Werk werde so ohne Zweifel zu einem regelmäßigen Bau. Aber man mache die wissenschaftlich Begabten kopfscheu, die sich nur dann entfalten könnten, wenn man sie selbständig arbeiten lasse. Gelehrte aus allen Zweigen der Geschichtswissenschaft wären ihm als Mitarbeiter willkommen[22]. Was Hottinger eigentlich wollte, waren Darstellungen; Quellenpublikationen sagten ihm, der zu den Fortsetzern Johannes v. Müllers gehörte und verschiedene historische Werke verfaßt hatte, weniger zu.

Zellweger seinerseits legte auf Materialien das Hauptgewicht. Das Archiv sollte eine Urkundensammlung anlegen, die «nach Jahrhunderten noch benützt» werden könne[23]. Nur so werde es die «Jugend abziehen von dem verderblichen Leichtsinn, mit dem jeder glaubt, aus seinem Kopf ohne gründliche Forschung, die Geschichte herstellen zu können»[24]. Es müsse sich an Gelehrte und Staatsmänner wenden und nicht an ein Publikum, das nur zum Zeitvertreib lese. Sicher werde es so keinen großen, dafür aber steten und lange andauernden Absatz finden. Voraussetzung sei allerdings, daß man es gewissenhaft nach einem Plan aufbaue, und wenn er diesen den einzelnen Vereinen vorlegen wollte, hatte er dafür noch andere Gründe. Er befürchtete kantonale Rivalitäten. Auch die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde habe ihre Pläne Gelehrten zur Begutachtung unterbreitet. Handelten sie, die nicht über die Kenntnisse eines Böhmer oder Pertz verfügten und zudem der Vereinigung eines föderalistischen Staates vorstünden, selbstherrlich, würde das den schlechtesten Eindruck hinterlassen. Zürich sei ohnehin «in der Eidgenossenschaft im Rufe, alles beherrschen zu wollen», und bei manchen sei diese Sucht deutlich erkennbar. Mit Recht aber glaubten andere Städte, ihm auch «im historischen Fach» nicht nachzustehen[25]. Diese Worte wollten nun Hottinger alle Freude an der Arbeit verleiden. «Das Mißtrauen gegen Zürich, Mißtrauen selbst gegen wissenschaftliche Tätigkeit» mache jede Zusammenarbeit unmöglich. Er frage sich, womit die Mitglieder der Redaktionskommission dieses verdient hätten[26]. Eine Zeitlang wollten beide wegen der bestehenden Meinungsverschiedenheiten zurücktreten.

Inzwischen hatte nun Mohr einen eigenen Plan ausgearbeitet und den beiden vorgelegt. Danach sollten die Spezialredaktoren, wie man die verschiedenen Mitarbeiter im ganzen Lande nannte,

von allen ihnen zugänglichen Archiven Register anlegen. Diese Verzeichnisse sollten möglichst vollständig sein, die Urkunden chronologisch aufgezeichnet und ihr Inhalt in gedrängter Form wiedergegeben werden. Er fügte eine Reihe von Bemerkungen über Auflösung der Daten, Behandlung der Namen und Siegel an, nach denen sich die Spezialredaktoren im allgemeinen zu richten hatten. Sie sollten ihre Arbeiten den beiden Hauptredaktoren übergeben, von denen der eine für die welsche, der andere für die übrige Schweiz zuständig wäre. Ihnen fiel die Aufgabe zu, die eingereichten Manuskripte zu korrigieren und für den Druck vorzubereiten und für jeden Band ein genaues General-, Orts- und Namensregister anzulegen[27]. Dieser Plan erhielt die volle Zustimmung Hottingers und Zellwegers. Die Arbeit der Hauptredaktoren stellte einen einheitlichen Aufbau sicher, ohne daß die Initiative des einzelnen dadurch gelähmt worden wäre. Sie kamen unter sich so wieder zu einer Verständigung und suchten auch jeden Zusammenstoß mit andern Kantonen, vor allem mit Luzern, dessen Mißtrauen in jenen Zeiten verständlich war, zu vermeiden. Man fand dort allerdings wenig Gegenliebe. Nach Kopp lehnte auch der etwas eitle und immer grämliche Joseph Schneller eine Mitarbeit, um die Mohr ihn gebeten hatte, mit wenig überzeugenden Gründen ab. «Es herrscht da ein böser Wille, der nur mit der Zeit, Geduld und Liebe kann überwunden werden», bemerkt Zellweger dazu[28]. Immerhin blieben Kopp und Schneller Mitglieder der Gesellschaft; doch stellten sie die Bedingung, daß die Kommission bestrebt sei, das Archiv «auf dem religiösen Standpunkt rein objektiv, ohne Darlegung der subjektiven Ansichten» zu redigieren. Unter «objektiv» verstand Schneller den Abdruck von Dokumenten, unter «subjektiv» jede Interpretation, die über einen quellenkritischen Kommentar hinausging[29]. Seine Befürchtungen waren unbegründet. Zellweger und Hottinger hatten sich schon früher in diesem Sinne geeinigt; denn nur, wenn auf jede Diskussion konfessioneller Fragen verzichtet wurde, konnte das Archiv auch in der katholischen Schweiz Eingang und Freunde finden.

Der Plan für die Regesten war gemacht. Aber noch fehlte es an Mitarbeitern. Während seiner Reise im Sommer 1842 suchte Zellweger überall historisch Interessierte für das Werk zu gewinnen und erhielt erfreulich viele Zusagen. Leider aber zogen sich die meisten wieder zurück, nachdem die erste Begeisterung verflogen war und man sich an die Arbeit hätte setzen sollen. Auch Mohr hatte wenig Erfolg. Auf ein erstes Rundschreiben erhielt er keine einzige Antwort. Er dachte daran, die Urkunden der Stadt Chur zu bearbeiten, wenn er sonst nichts erhalten könne. Für den ersten Band des Archivs zählte man auf die Regesten von Baden, die alt Regierungsrat C. v. Reding anlegen wollte. Mohr schrieb ihm

einmal übers andere, er möchte seine Arbeit sobald als nur möglich einsenden, damit das Archiv rechtzeitig erscheinen könne. Aber Reding verlor die Ruhe nicht, brachte immer wieder neue Entschuldigungen vor und machte neue Versprechen, um diesen dann doch nicht nachzukommen. Als er im August 1842 noch keine bestimmte Zusagen machen wollte, war die Redaktionskommission in arger Verlegenheit. Sie wurde dadurch behoben, daß Gerold Meyer v. Knonau in die Lücke sprang und seine umfängliche Arbeit über die Regesten des Staatsarchivs Zürich, die er erst für eine andere Publikation bestimmt hatte, der Gesellschaft zur Verfügung stellte. Das Archiv konnte Anfang 1843 erscheinen, und die Redaktoren sahen sich für ihre Mühe belohnt; denn in der Schweiz und auch in Deutschland fand es Anerkennung.

Auf Ende des Jahres schickte dann Reding die 635 Urkunden umfassenden Badener Regesten an Mohr. Dieser setzte sich sogleich an die Korrektur. «Gebe Gott, daß Berufs- und Amtsgeschäfte mir so viele freie Stunden übrig lassen, um das Manuskript bis Ende Februar Ihnen einsenden zu können», schreibt er an Hottinger[30]. Er mußte Redings Auszüge vollständig umarbeiten und schied gegen hundert Nummern aus, die ihm unwichtig erschienen. Der Redaktionskommission legte er beide Manuskripte vor und bat sie, diese zu vergleichen und zu überprüfen. «Tun Sie davon und dazu, was Sie wollen»[31]. Es war die erste größere Arbeit, mit der er an die Öffentlichkeit trat. Er betrachtete sich selber als Anfänger und war für jede Belehrung dankbar.

Der Raum, den die Badener Regesten im zweiten Bande des Archivs beansprucht hatten, mußte die Redaktionskommission davon überzeugen, daß dieses den Anforderungen, die das Unternehmen stellte, nicht entsprechen konnte. Sie griff den Gedanken auf, den Zellweger schon kurz nach der Gründung der Gesellschaft in Bern geäußert hatte, und machte den Vorschlag, die Regesten in einer besonderen Publikation erscheinen zu lassen. 1844 wurde diesem zugestimmt. Innerhalb eines Jahrzehnts wuchs das Werk zu zwei stattlichen Bänden heran. Es trat unter dem Namen «Die Regesten der Archive in der schweizerischen Eidgenossenschaft» an die Öffentlichkeit. Die Redaktion lag weiterhin in den Händen Mohrs. Seine Arbeit war groß und brauchte viel Geduld. Nachdem Zellweger sich von den Geschäften der Gesellschaft zurückgezogen, mußte Mohr selber für Mitarbeiter sorgen. Er schrieb bald dahin, bald dorthin und bat seine Freunde, ihm Adressen zu vermitteln. Der Mangel an fertigen Arbeiten war chronisch, und als das Werk ins Stocken geraten wollte, bearbeitete er selber die Urkunden des Klosters Disentis und sein

Sohn Conradin die der Landschaft Schanfigg. Verschiedene Regierungen hatten finanzielle Unterstützung zugesagt und ihre Archive bereitwillig geöffnet. Damit waren aber noch lange nicht alle Schwierigkeiten behoben. Viele Archive mußte man erst überhaupt ordnen. Die meisten konnten nicht geheizt werden, so daß man nur während der Sommermonate in den Gewölben zu arbeiten die Möglichkeit hatte. An andern Orten fehlte es wieder an der Beleuchtung, auf die man beim Entziffern alter Pergamente am allerwenigsten verzichten konnte. Kurz, man hatte mit hindernden Umständen zu rechnen, von denen sich heutige Historiker, denen geordnete und eingehend registrierte Archive zur Verfügung stehen, nur schwer einen Begriff machen können.

Verschiedenen Mitarbeitern war die Aufgabe zudem ungewohnt und neu. Selbst Pupikofer, der sich durch seine Thurgauer Geschichte auch in Fachkreisen einen Namen gemacht hatte, wußte anfänglich nicht, was man unter Regesten verstand, und legte der Redaktion zu ihrem nicht geringen Erstaunen eine chronologische Aufzählung von Ereignissen vor. Mohr mußte immer wieder beraten und belehren. Er hatte sich selbst erst mit den Problemen der Edition vertraut machen müssen. Zellweger war ihm dabei an die Hand gegangen und hatte ihm die 1833 und 1839 erschienenen Kaiserregesten Böhmers ausgeborgt[32]. Mohr hielt sich im wesentlichen an die Editionsgrundsätze, die dieser dort aufgestellt hatte, nahm keine vollständigen Urkunden unter die Regesten auf, teilte die Seiten wie Böhmer in verschiedene Kolumnen auf und verwendete das gleiche Format für den Druck. Nur die Mode, alle Hauptwörter klein zu schreiben, machte er nicht mit. Die Anerkennung, die Böhmer dem Werke zollte, war ermutigend. Er nannte den ersten Band «ein gutes Augurium für das Folgende»; es sei in der Tat das Wertvollste, was die Schweizerische Geschichtforschende Gesellschaft zu Tage gefördert habe. Er beanstandete einzig, daß man für die Jahreszahlen keine besondere Kolonne reserviert habe. Auch sei es in Klosterregesten nicht nötig, den Ausstellungsort besonders hervorzuheben. Nur in Kaiserurkunden wäre dies unerläßlich, weil sie auch als Itinerar des Herrschers dienen könnten. Mohr merkte sich diese Kritik für die späteren Faszikel[33].

Urkunden registrieren ist eine Arbeit, die Exaktheit und kühle Kritik erfordert. Persönliche Äußerungen sind in den Extrakten nicht angebracht. Es ist daher begreiflich, daß die Bearbeiter in kurzen Vorworten zu den Regesten ihrer individuellen Meinung Ausdruck gaben. Bemerkenswert ist, daß in den beiden Bänden vorwiegend Klosterarchive bearbeitet wurden. Das ist sicher mehr als nur Zufall. Pater Gall Morel bekennt in seiner Einführung,

daß er sich nur nach langen Überlegungen an die Arbeit gemacht habe; denn sie falle in eine Zeit, die den «Klöstern ungünstig» gesinnt sei. Aber er glaube trotzdem, «die Wahrheit habe auch hier das Licht nicht zu scheuen. Bei denkenden Köpfen und fühlenden Herzen wird gerade eine rein urkundliche Darstellung des Lebens und Webens der Klöster in alter Zeit manchen Zweifel lösen, manches Vorurteil beseitigen, manchen Tadel mildern». Zudem wollte er in der betrüblichen Gegenwart, «wo der alle geschichtlichen Denkmale zerstörende Geist der Französischen Revolution wieder die Oberhand gewann», soviel als möglich erhalten, wie man das in «andern Ländern, wo derselbe Dämon hauste», auch getan habe. Daß dieser Benediktiner mit seiner Bewunderung für die Tradition der Konvente nicht allein stand, zeigen die Vorworte Friedrich Stettlers und Mohrs. Auch Stettler hebt die Bedeutung der Klöster für die vorreformatorische Zeit hervor. Ihre Geschichte spiele sich nicht auf dem geräuschvollen politischen Schauplatz ab, sei deswegen aber nicht weniger wichtig für die «Entwicklung mehrerer Seiten des innern Volkslebens», für Bildung, kirchenrechtliche Verhältnisse und Landwirtschaft. Und am deutlichsten nimmt Mohr zur Gegenwart Stellung. Da es kein eigentliches Klosterarchiv mehr gab, hatte er die Pergamente für seine Disentiser-Regesten überall zusammensuchen müssen. Er habe sich aber der mühevollen Arbeit mit Liebe unterzogen, nicht am wenigstens «zur Ehre des ehrwürdigen Stifts, dessen Verdienste um das Vaterland und dessen teuerste Güter ich empfinde». Gott möge «mindestens so viel Pietät in den Herzen uns bewahren, daß weder die Behörden, noch das Volk den Bestand einer Stiftung anfechte, die alle Stürme der letzten zwölf Jahrhunderte überlebte und dem Land so wesentliche Dienste leistete, noch die Hand nach dem kleinen Reste ihres Kirchengutes ausstrecken, das nicht ihnen, sondern in frommem Sinn Gott und seinen Dienern gegeben worden ist»[34].

Rückert hat in einem Sonett die deutschen Forscher, die an den Monumenta Germaniae Historica arbeiteten, mit einem Greis verglichen, der im Angesicht des Todes «mit ruhig kalter Besonnenheit sein Gut nach Zahl und Malter, daß es in Ordnung finden seine Erben» messe, damit, wenn Deutschland einst untergegangen, die Nachwelt erkenne, wie reich es gewesen sei. Für die Schweizer Historiker würde dieser Vergleich nicht zutreffen. Denn obschon auch sie immer wieder von der grauen Gegenwart sprechen und dem Genuß, sich mit der schönern Vergangenheit zu beschäftigen, haben sie auf diese selbe Gegenwart durch die Geschichte zu wirken versucht, ähnlich wie Gotthelf, der auch mit seiner historischen Novellistik sein vom Unglauben bedrohtes Volk und das durch fremde Ideologien gefährdete Vaterland retten wollte[35].

Und wenn die Schweizerforscher vorwärts schauten, verlor sich ihr Blick nicht in jenen fernen Zeiten, in denen ihr Land untergegangen sein würde. Sie dachten an eine nähere Zukunft, die der Vergangenheit gerechter würde als die Gegenwart und ihre Arbeit zu schätzen wüßte. Ihre Stellung zu den politischen Ereignissen des Tages hat Mohr in einem kurzen Nachruf auf Friedrich Stettler im ersten Band der Regesten treffend geschildert. «Das Vaterland», heißt es in dieser Charakterisierung, die auch auf andere Historiker zutreffen würde, «hat einen der wenigen verloren, der frisch und frei (wenn auch oft in zu heftiger Weise), ohne Furcht und Hoffnung seine Meinung aussprach. Um Volksgunst hat er nie gebuhlt und ebensowenig um diejenige der oft wechselnden Machthaber. Was nach seiner Anschauungsweise gut und recht war, dafür trat er als Staatsmann ... und als Professor des Staatsrechts in seiner Vaterstadt in die Schranken; das, was ihm böse und nichtswürdig erschien, bekämpfte er rücksichtslos. Einfluß und Stellen konnte Stettler auf solchem Wege freilich nicht erringen, diejenigen, die ihm verdientermaßen zuteil geworden, nicht bewahren, wohl aber die Achtung derer, die einen unabhängigen Charakter und republikanischen Freimut zu ehren wissen.» Die führenden Historiker der Zeit standen ausnahmslos auf konservativer Seite. Katholiken unter ihnen waren Kopp, Schneller, Segesser und die verschiedenen Konventualen; zu den protestantischen Konservativen zählten Wurstemberger, Georg v. Wyß, Meyer v. Knonau, Hottinger, Bluntschli und ihr großer Sprecher Andreas Heusler. Dessen Basler Zeitung war ihr bevorzugtes Blatt, und viele von ihnen versahen sie mit Korrespondenzen. Sie haben mit ihren Meinungen nie zurückgehalten und ihre Ansichten ebenso frei vertreten wie Stettler. Als Heusler 1844 die eidgenössische Schützenfahne einen «Fetzen Tuch» nannte und damit eine gewaltige Aufregung anrichtete, bekannten sich seine Freunde offen zu ihm, und Mohr konnte seinem Unwillen über die Angriffe, die gegen Heusler gerichtet wurden, nicht heftig genug Ausdruck geben[36].

In den stürmischen Jahren vor 1848 nehmen politische Erörterungen in ihren Korrespondenzen oft mehr Raum ein als wissenschaftliche Diskussionen, und auch nachdem die Entscheidung gefallen war, grollt es in ihren Briefen, wenn sie von der Eidgenossenschaft sprechen, von «König Stämpfli I.», dem «Großen Alfred», den «Dufourhelden» oder der «Afterwashingtonerie». Die radikale Bewegung hatte manchen von ihnen die Mitarbeit in Behörden unmöglich gemacht, und wie aus einem Ressentiment heraus begannen sie sich mit historischen Studien zu befassen, die sie immer tiefer in die Vergangenheit hineinführten. Sie konnten nicht als Politiker, dafür aber als Wissenschafter dem Lande

dienen und sahen darin eine nicht weniger ehrenvolle Lebensaufgabe. Georg v. Wyß z. B. bekennt, daß ihm «Geschichte studieren und Geschichte schreiben» über «Geschichte machen» gehe[37]. Vielleicht hat man bisher den Anteil des Konservatismus an der Neugestaltung der Eidgenossenschaft neben dem, was der Radikalismus geschaffen, zu wenig beachtet. Der Historiker wird nicht vergessen, daß es konservative Eidgenossen waren, die in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts die Geschichtswissenschaft weitergeführt und die moderne Forschung begründet haben. Die Radikalen waren zu sehr mit der Gegenwart beschäftigt, als daß sie in Ruhe hätten Rückschau halten können. Häufig erwähnen sie in ihren Briefen genealogische Studien. Auf verwandtschaftliche Beziehungen legten sie großen Wert, und wo diese fehlten, versuchte man sie zu konstruieren. So fragt z. B. Gall Morel einmal in einem Brief: «Ist in keinem Archiv eine Verwandtschaft zwischen Mohr und Morel herauszuklauben?»[38]

Es ist das Los jeder wissenschaftlichen Arbeit, daß sie früher oder später durch neue Forschungen überholt wird. Für alle Zeiten schreiben die Dichter. Der Forscher dagegen weiß, daß andere nach ihm kommen, die die Dinge anders sehen werden und klarer sehen können, weil diesen die Möglichkeit gegeben ist, ihr Werk auf breiteren Erkenntnissen aufzubauen. Obschon sich jeder darüber Rechenschaft geben wird, mag es schmerzlich sein, noch miterleben zu müssen, wie Spätere die eigene Arbeit stillschweigend übergehen oder anfechten. Auch Mohr mußte dies erfahren; denn noch ehe der zweite Band des Regestenwerkes abgeschlossen war, wurden Stimmen laut, die verlangten, daß nach einem neuen Plan gearbeitet und das Unternehmen eingestellt werde. Es mußte Torso bleiben. Mohr hatte es sich viel Mühe kosten lassen, hatte Mitarbeiter gesucht und diese immer wieder ermutigt, die Beiträge korrigiert, ihnen ausführliche Register beigegeben und im Hitzschen Offizin in Chur den Druck überwacht, damit auch die äußere Form des Inhalts würdig werde. Begreiflich, daß ihn das Begehren nach Umgestaltung schmerzte. Wortführer der Opponenten war Kopp, der zu den Menschen gehörte, die immer fordern, nie anerkennen und alles anders haben wollen. Den Regesten war er nie grün gewesen. Er hatte sie ein «alexandrinisches Gelehrtenstück» genannt. Vollständige Urkunden, in einem Codex diplomaticus zusammengefaßt, wären ihm lieber gewesen[39]. Auf der Jahresversammlung in Rapperswil entwickelte er sein Programm. Seine Kritik war bis zu einem gewissen Grade berechtigt; die Historiker hätten zu lange auf das Erscheinen der Stücke warten müssen, die sie interessierten, weil das Ende dieses uferlosen Unternehmens nicht abzusehen war[40]. Er verlangte darum

zeitliche Beschränkung. Sammle man vorerst alles bis 1273 statt bis 1520, komme man eher zu einem Abschluß. Das Jahr 1273 bilde zwar keine so scharfe Zäsur wie die Reformation, aber mit ihm würden die Städte und einzelnen Orte mehr und mehr in den Vordergrund treten. Habe man bis zu diesem Zeitpunkte eine feste Grundlage geschaffen, lasse sich um so sicherer darauf eine Geschichte der Eidgenossenschaft aufbauen[41].

Mohr fand diesen Vorschlag unpraktisch. So müsse man jetzt eine Rundreise durch die Archive machen, um dieselbe später für das 14. und 15. Jahrhundert zu wiederholen. Auch bezweifle er, durch seine Erfahrungen gewitzigt, daß sich der Plan realisieren lasse, weil man keine Mitarbeiter werde finden können, die ohne Entschädigung Archive bereisten und registrierten. In Graubünden wüßte er niemanden, der sich dafür gewinnen ließe. Darauf antwortete ihm Kopp in stolzem Zorn: Als er den Luzerner Bund von 1332 habe schildern wollen, habe er die Archive der Innerschweiz, von Zürich, Bern, Basel, Solothurn aufgesucht, sei ins Elsaß, nach Karlsruhe, Innsbruck und Turin und zweimal nach München und Wien gereist. «Wen habe ich für alle diese ins Große gehenden Auslagen um einen Pfennig angesprochen? Wer hat mir auch nur den letzten Rappen zu vergüten sich erboten? ..... Sollte ich der Letzte sein, der so zu handeln vermochte? Absit! Ja, könnte ich von meinen sechzig Jahren nur etwas abgeben, ich wollte mich anheischig machen, spätestens in zwei Jahren sämtliche Benediktiner-Regesten der alemannischen Schweiz bis 1273 Ihnen oder der Gesellschaft vorzulegen, unbekümmert ob oder in welchem Maße ich für meine Mühe entschädigt würde»[42]. Über Kopps Vorschlag wurde in Rapperswil kein definitiver Beschluß gefaßt, und als man ihn zum Präsidenten wählen wollte, war er nicht zur Annahme des Amtes zu bewegen. Das Regestenwerk hatte man aber schon mehr oder weniger aufgegeben, und als Mohr zwei Jahre darauf starb, wurde es endgültig fallen gelassen. Eine Fortsetzung, die Kopps Forderung nach einem Codex diplomaticus weitgehend entsprach, stellte das Schweizerische Urkundenregister Basilius Hidbers dar, das 1863 und 1871 erschien, nach dem zweiten Bande aber nicht weitergeführt wurde, weil auch es unterdessen überholt worden war. Alles, was die Gesellschaft damals unternahm, waren Versuche. Man hatte kaum Vorbilder, an die man sich hätte halten können, und keine Erfahrung, und weil ihre Versammlungen unregelmäßig besucht waren und jedes Jahr eine andere Zusammensetzung aufwiesen, kam es oft zu unüberlegten Beschlüssen. Eine ruhige und planvolle Forschungsarbeit begann erst, als nach tastenden Anfängen 1854 Georg v. Wyß an ihre Spitze trat und die Leitung des Vereins während vierzig Jahren in seinen Händen behielt.

Mohrs Präsidentschaft der Allgemeinen Geschichtforschenden Gesellschaft fiel in eine wenig erfreuliche Epoche ihrer Vergangenheit. Der Sonderbundskrieg hatte auch sie auseinandergerissen. Die Innerschweiz stand mißtrauisch abseits, und die gemeinsamen wissenschaftlichen Bestrebungen, die sie mit der übrigen Eidgenossenschaft verbanden, schienen zu schwach zu sein, um die Kluft zu überwinden, die sich zwischen dem Fünförtigen Verein und der schweizerischen Gesellschaft aufgetan hatte. Obschon deren führende Köpfe auf konservativer Seite standen, sagte Schneller in einem Briefe an Mohr: «Die Allgemeine ist so mit radikalen Elementen gefüttert, daß es unter den obschwebenden politischen Verhältnissen den Männern der Urkantone nur grauen kann, (mit ihr) in nähere Berührung zu treten»[43]. Den Historikern der übrigen Schweiz war nun aber sehr daran gelegen, dieses Mißtrauen zu überwinden; denn ohne die Hilfe der innerschweizerischen Forscher und ihrer Archive war keine eidgenössische Geschichte zu schreiben. Niemand schien besser dazu geeignet, die Rolle eines Vermittlers zu übernehmen, als Mohr, und so wählte man ihn am 1. August 1850 auf der Jahresversammlung in Murten zum Präsidenten. Um eher einen Ausgleich schaffen zu können, wollte er dem Fünförtigen Verein beitreten. Da aber nach dessen Satzungen nur, wer in einem der Innern Orte wohnhaft war, als ordentliches Mitglied aufgenommen werden konnte, wurde seinem Gesuch nicht entsprochen. Daraufhin unterbreitete er dem Verein den Vorschlag, seine Jahresversammlung auf den gleichen Tag nach Beckenried einzuberufen, an dem die Allgemeine sich dort versammeln wollte. Dieser wurde abgelehnt, doch erklärte man sich bereit, am 10. September zu tagen, nachdem die Allgemeine ihre Zusammenkunft auf den 11. angesetzt hatte[44]. So wurde den Urschweizern der Anblick der «Radikalen» erspart. Bleiben konnte, wer ihn zu ertragen imstande war. Die Beckenrieder Versammlung, zu der auf die Einladung Mohrs hin auch Böhmer erschien, verlief wenig erfreulich. Mohr eröffnete sie mit einer kurzen Ansprache. Zum erstenmal seit ihrem Bestehen, führte er darin aus, versammle sich die Gesellschaft in der Urschweiz, um damit «das durch mancherlei Ereignisse der letzten Jahre gelockerte Band unter allen Freunden vaterländischer Geschichtsforschung zu knüpfen». Durch Gottes Zulassung seien die Verhältnisse im Vaterlande wesentlich umgestaltet worden. Aber das Gefühl für «wahre Freiheit», die Freiheit der Väter, nicht die der Söhne, müsse erhalten bleiben, und dieses Gefühl zu pflegen, sei die edelste Aufgabe der Geschichtforscher. Nach diesen einleitenden Worten berichtete Mohr über den Stand der Geschäfte und las einen Aufsatz seines Freundes Peter Kaiser über Theodor Schlegel, Abt zu St. Luzi, vor[45]. Außer Kopp, der neuerdings seine

Lieblingsidee, die Gründung einer historischen Zeitschrift, vorbrachte, machte niemand eine Anregung. Es herrschte eine allgemeine Müdigkeit, und der Ruf, man möge sich ermannen, mag die Versammlung davon überzeugt haben, daß es so nicht weiter gehen könne. An die Stelle Mohrs wurde Philipp Anton v. Segesser zum Präsidenten gewählt, der im folgenden Jahre zu einer Zusammenkunft nach Rapperswil einlud. Dort regte sich bedeutend mehr Leben. Die Gesellschaft hatte einen Tiefpunkt überwunden und konnte einer erfreulicheren Entwicklung entgegensehen.

Das letzte Werk, an dem Mohr mitgearbeitet, waren die Eidgenössischen Abschiede. In den Dreißigerjahren schon hatte Kopp mit deren Edition begonnen, von der aber nur ein erster Band erschienen war. Kopp selber hatte seine Arbeit als Versuch angesehen. In verschiedenen Archiven war unterdessen für die Ausgabe weitergesammelt worden. Aber erst als die Regierung des Bundesstaates sich dieser Aufgabe zuwandte und mit einem größeren Redaktionsstab und bedeutenden finanziellen Mitteln die Arbeiten an die Hand nahm, gelang es, das große Werk zu einem guten Ende zu führen. Auch auf dem Gebiete der Wissenschaft stellten sich eben Aufgaben, die nur der Gesamtstaat zu lösen imstande war.

Mit der Leitung des ganzen Unternehmens wurde Gerold Meyer v. Knonau beauftragt. Einen gewissenhafteren Gelehrten hätte man kaum finden können. Er war sich der Bedeutung dieser Aufgabe bewußt und bestrebt, das Vertrauen, das der Bundesrat ihm entgegengebracht, zu rechtfertigen. Immer wieder wollte er auch das Parlament von dem Fortschreiten der Arbeiten überzeugen, damit es die nötigen Kredite weiterhin gewähre, und sie nicht, wie so viel anderes, aufgegeben werden müßten. Konservative hegten den Verdacht, Meyer v. Knonau sei ins liberale Lager hinübergeschwenkt. Dagegen verwahrte er sich aber mit Recht. Er nahm eine völlig unabhängige Stellung gegenüber Bundesarchivar Meyer und Bundesrat Franscini ein, scheute sich nicht, die beiden zu tadeln, und machte kein Hehl daraus, daß er nicht alles billige, «was im Erlacherhof» vorgehe[46]. Er hatte sich in keiner Weise vorgedrängt; man hatte ihn berufen. Trotzdem ging er nie eigenmächtig vor. Alle Entscheidungen, die er treffen wollte, unterbreitete er erst seinen Vorgesetzten zur Begutachtung, und mit ihrer Unterstützung konnte er dann um so fester gegenüber seinen Kollegen auftreten, denen er ein leuchtendes Beispiel uneigennützigen und fleißigen Arbeitens blieb.

Zu den vier Historikern, an die Meyer v. Knonau mit einer Einladung zur Mitarbeit gelangte, gehörte neben Fechter aus Basel, Segesser und Pupikofer auch Mohr. Dieser glaubte, den Anforderungen, die die Aufgabe stellte, gewachsen zu sein, und «die an-

ständige Honoranz (auf die ich freilich sehen muß)»[47], machte ihm eine Zusage leichter. Skrupel, damit in den Dienst einer radikalen Regierung zu treten, hat er offenbar keine empfunden. Er wollte allerdings noch wissen, ob Reisespesen und Aufenthaltskosten vergütet würden; denn da das Material, wie er vermute, überall müsse zusammengesucht werden, wären solche nicht zu vermeiden. Meyer v. Knonau konnte seine Bedenken beheben. Die Materialien würden den Redaktoren nach Hause gegeben; denn einmal fühle man sich in seiner Klause sehr wohl, und dann wäre es unklug, der Eidgenossenschaft hohe Kosten zu machen[48].

Diese letzten Worte hatte Meyer v. Knonau mit Vorbedacht geschrieben. Er fürchtete offenbar, daß Mohr sich die Gelegenheit, etwas zu profitieren, nicht werde entgehen lassen. Sein Verhalten während der Arbeit an diesem Repertorienwerk zeigt ihn von einer weniger sympathischen Seite. Im Juni 1852 ging er auf eine «Studienreise», obschon er sich noch gar keinen Überblick über das ihm zugestellte Material verschafft hatte. Meyer v. Knonau war darüber sehr ungehalten. Er begreife nicht, warum Mohr schon jetzt nach Bern fahre, schrieb er an den Bundesarchivar. «Aber Herr v. Mohr liebt das Reisen über alle Maßen, und dazu ist er Bündner! Ich bin überzeugt, daß ich hier warnen muß»[49]. In der Tat ist Mohr häufig auf Reisen anzutreffen. Mehrmals im Jahr fuhr er nach Zürich, häufig nach Bern, zweimal hatte er weite Deutschlandfahrten gemacht und zweimal Italien gesehen. Diese Reiselust scheint sich auf seine Nachkommen vererbt zu haben; denn sein Sohn Conradin hat in jüngern Jahren halb Europa durchwandert, und seine Enkel fuhren in alle Welt. Die Befürchtungen, die Meyer v. Knonau gehegt, waren nicht unbegründet. «Herr v. Mohr macht eine förmliche Schweizerreise, und ich hoffe, daß er diese nicht in Rechnung bringen will[50]», schreibt er etwas später an den Bundesarchivar, und auf Ende des Jahres erhielt er dann das «Churer Neujahrsgeschenk». Was er über Mohr vorausgesagt, meldet er in großer Aufregung nach Bern, habe sich erwahret; «denn soeben bekomme ich beiliegende Nota von ihm, die nach einem Apothekerkonto riecht». Er werde ihm aufs «ernstste bemerken», daß er «Rechnungen für bloße Lustreisen nicht mehr visieren werde»[51]. Mohrs Antwort an Meyer v. Knonau fiel denn auch wenig überzeugend und recht kleinlaut aus. Er war wegen privater Geschäfte und nicht zu Studienzwecken nach Bern gereist. Sein Verhalten berührt um so unangenehmer, als das vorgesehene Honorar sich sehen lassen durfte, und die Entschädigung für die Reisespesen reichlich bemessen war. Zum erstenmal wurde den Mitarbeitern auch Portofreiheit gewährt. Bundesrat Franscini hatte darum beim Postdepartement nachgesucht. Die «fünf Gelehrten» mußten den Adressen den Vermerk «Eidgenössi-

sches Archiv, Amtssache» und ihre Unterschrift hinzufügen. Die betreffenden Postämter wurden davon in Kenntnis gesetzt[52].

Es mag angebracht sein, in diesem Zusammenhang einen Blick auf Mohrs finanzielle Verhältnisse zu werfen. Zeitlebens war er mehr Wissenschafter als Ökonom gewesen. Während seiner ersten Jahre in Chur war er wohlhabend. Als er sich 1836 das Stadtbürgerrecht erwarb, übertraf sein Vermögen das verlangte Minimum bei weitem. Er mußte seine Advokaturarbeiten nicht allzu intensiv betreiben und konnte sich historischen Studien widmen. Allein dieses angenehme Leben war nicht von Dauer. Seine Kapitalien reichten offenbar doch nicht aus, um mit einer großen Familie aus den Zinsen leben zu können. Er galt zwar für reich, hatte aber schon in den Vierzigerjahren mit Geldsorgen zu kämpfen. Mohr spricht von «bedeutenden ökonomischen Verlusten», die er erlitten habe. Mehr als früher mußte er sich nach 1840 wieder seiner juristischen Praxis widmen. Das Stadtvogteiamt übernahm er nicht zuletzt aus dem Grunde, weil er dafür ein festes Gehalt beziehen konnte. Hatte er früher alle wissenschaftlichen Studien ohne jede Entschädigung gemacht, sah er sich 1849 gezwungen, für die zeitraubende Arbeit an den Regesten ein Honorar von 16 Franken für den Druckbogen zu verlangen. «Wäre ich ein unabhängiger Mann, dem in ökonomischer Hinsicht anders nichts obläge als seine Renten einzuziehen und sein Vermögen zu verwalten, so würde ich wohl gerne Zeit und Kosten auf eigene Rechnung dem Unternehmen widmen», schreibt er an Georg v. Wyß und bittet diesen, es ihm mitzuteilen, wenn sich jemand finde, der gegen geringere Entschädigung die Hauptredaktion übernehme oder gar unentgeltlich besorgen wolle, damit er sich in anständiger Form zurückziehen könne[53]. Um seinen Codex diplomaticus herauszugeben, hatte er bei Privaten Geld aufnehmen müssen; denn staatliche Unterstützung erhielt das Werk nicht. Er hat ihnen dafür allerdings schlecht gedankt; denn kurz vor seinem Tode schloß er — wie Carisch bemerkt — mit seinem Sohne ein «Abkommen zur Beraubung seiner Creditoren», das ihm selbst seine besten Freunde entfremdete[54]. Auch an andern Orten scheinen Unstimmigkeiten vorgekommen zu sein.

Das sind unerfreuliche Feststellungen. Doch wäre es ungerecht, Mohr zu verurteilen, ohne sich Rechenschaft über die Tragik dieses Gelehrtenlebens zu geben. Mohrs Broterwerb war die Juristerei. Seine Liebe aber galt der Geschichte. Er war nicht unabhängig genug, um sich ihr allein widmen zu können wie manche andere Forscher, Georg v. Wyß, Meyer v. Konau oder Böhmer z. B., die große Vermögen geerbt hatten, und Berufshistoriker, wie sie heute in Archiven, Bibliotheken oder als Lehrer an Hoch- und

Mittelschulen wirken, gab es erst wenige. In spätern Jahren mußte er die Zeit für historische Studien seiner juristischen Praxis geradezu abringen. Zuletzt konnte er ihnen nur noch den frühen Morgen und den späten Abend widmen. Zum Lesen fand er selbst für historische Werke keine Zeit. Seine Briefe werden immer kürzer. Schließlich enthalten sie nur noch knappe Mitteilungen. Er schreibt einen oder zwei Sätze und grüßt den Empfänger «in Eile». In seinen letzten Jahren war er ein rastlos tätiger, gehetzter Mann. Sein plötzlicher Zusammenbruch kann deshalb nicht überraschen.

Aber zurück zu den Abschieden! Meyer v. Knonau teilte die Arbeit unter seine verschiedenen Kollegen auf und betreute selber die Epochen von 1712—1798 und 1421—1477. Mohr wurde die Zeit von 1520—1586 zur Bearbeitung übergeben. Mit den Materialien, die Meyer ihm zustellte, bat er ihn, «sich der größten Gedrängtheit zu befleißen und doch das obscurus fio zu vermeiden»[55]. Er fürchtete, das Werk könnte angesichts des ungeheuren Stoffes zu umfangreich werden. Die Hauptquellen für Mohr lagen im Staatsarchiv Zürich. Das vereinfachte die Beschaffung der Materialien; denn mit Dokumenten, die in Privatarchiven lagen, hatte man seine liebe Not. Oft wollten sie die Eigentümer nur ungern oder überhaupt nicht herausgeben. Mohr arbeitete mit steigendem Interesse an seiner Aufgabe, und Anfang 1854 konnte er einen ersten Teil, der Meyer v. Knonaus Zustimmung fand, im Manuskript vorlegen. Er vertrat die Meinung, daß nichts verschwiegen werden solle. Damit war Meyer einerstanden; «denn wir haben keine Geschichte zu schreiben, wohl aber den Stoff, wie wir ihn finden, gewissenhaft wiederzugeben. Würden wir dies nicht tun, lauter Tadel fiele auf uns, und ein Tadel, der tiefer schmerzen müßte, als die Besudelung durch einen armseligen Publizisten, indem er von dem ernsten Historiker ausgehen täte»[56].

Mohrs Arbeit an den Abschieden ist über bescheidene Anfänge nicht hinausgekommen; denn ehe er das Manuskript von Meyer zurückerhielt, befiel ihn die Krankheit, von der er sich nicht mehr erholte. Noch ehe er starb, anerbot sich Theodor Scherer in Solothurn — vermutlich im Einverständnis mit Mohr — dessen Aufgabe zu übernehmen. Davon wollte Meyer aber nichts wissen. Scherer, schrieb er an den Bundesarchivar, habe er in den Vierzigerjahren häufig in Luzern gesehen, «namentlich, als die Jesuiten dort eingezogen waren, zu deren Werkzeug er sich ganz hingab. Seither war er in Rom, wo ihm Pius IX., für welche Verdienste weiß ich wahrlich nicht, den Grafentitel verlieh. Fast muß ich glauben, Herr Scherer führe Arges im Sinne, daß er gerade die Reformationsepoche bearbeiten will. Da würde man etwas Wahrheitsgetreues bekommen, und gerade diese Epoche muß mit

größter Unbefangenheit und Redlichkeit bearbeitet werden, welch beide Eigenschaften ich Herrn Scherer gänzlich abspreche»[57]. Dieses Mißtrauen gegen Scherer kann als Beweis für das Vertrauen gelten, das man Mohr entgegenbrachte; denn obschon Meyer v. Knonau wie wenige um seine Stellung zur katholischen Kirche wußte, hatte er nicht an seiner Unbefangenheit gezweifelt und ihm die Reformationszeit zur Bearbeitung übergeben. Aber auch sich selbst stellt er durch diesen Brief das beste Zeugnis aus. Er war konservativ, hatte zum Sonderbund und zu Siegwart gehalten und sympathisierte mit der katholischen Kirche. Aber über alles ging ihm die Wahrheit der Forschung. Er wollte vor dem Urteil späterer Historiker bestehen können.

Der Band der Abschiede, an dem Mohr als erster gearbeitet, hat eine lange Entstehungsgeschichte. Da Meyer v. Knonau mit der Darstellung seiner beiden Epochen schon weit fortgeschritten war, anerbot er sich, Mohrs Arbeit abzuschließen. «Aus Liebe zur Unternehmung und aus Rücksicht für den Verstorbenen und dessen Hinterlassene, würde ich die Überarbeitung unentgeltlich besorgen»[58]. Er wußte von deren finanziellen Schwierigkeiten und wollte verhindern, daß man das an Mohr ausbezahlte Honorar zurückfordere. Aber auch Meyer v. Knonau ist über den Anfang nicht hinausgekommen. Als er 1858 starb, wurde Krütli in Luzern mit der Fortsetzung der Arbeiten beauftragt. Er übernahm das Meyer v. Knonausche Manuskript und hatte es nahezu fertig gebracht, als auch ihm der Tod die Vollendung versagte. Sein Nachfolger wurde Johannes Strickler. Dieser hat sich die Erfahrungen seiner Vorgänger zunutze machen können. Da die Abschiede allein ein nur unvollständiges Bild der Verhältnisse geben konnten, begann er sie durch verschiedene andere Akten zu ergänzen[59]. Während mehr als zwanzig Jahren ist an den Bänden dieser Epoche gearbeitet worden. Strickler erlebte noch die Genugtuung, daß man sie als die besten der ganzen Sammlung bezeichnete[60].

ENDE UND ERBE

Wie wenn er ahnte, daß sein Leben bald zu Ende gehe, schrieb Mohr am ersten Tag des Jahres 1854 in sein Tagebuch: Quande corpus morietur / fac ut animae donetur / paradisi gloria[1]. Obschon er sich unwohl fühlte, ließ er sich nicht davon abhalten, anfangs Februar nach Solothurn zu reisen, um dort der Konversion seiner Tochter Maria beizuwohnen. Auf der Heimfahrt wurde er von Kälte und Schneestürmen überrascht. Sein Gesundheitszustand verschlimmerte sich. Er mußte ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen. In seinem Tagebuch hat Mohr die eigene Krankengeschichte in stichwortartigen Notizen aufgezeichnet. Oft heißt es lakonisch «krank» oder «miserabel». Er klagt über Schlaflosigkeit und fühlt sich müde. Mit der gesteigerten Empfindlichkeit der Kranken leidet er unter Temperaturschwankungen und in der Nacht unter dem Wind. Ab und zu fühlt er sich während eines Tages wohler, steht auf, spaziert im Garten oder versucht, an den Abschieden zu arbeiten. Dann aber heißt es am nächsten Morgen: «Es ist noch nicht in der Ordnung» oder «müde und zerschlagen». Er leidet an Lungentuberkulose. Die Diagnose der Churer Ärzte aber lautet auf Darmkatarrh. Sie verschreiben ihm Diät und Laxative, die ihn um die Kräfte bringen. Wie sich nach zwei Monaten keine Besserung einstellt, beginnt er an ihrer Kunst zu zweifeln, wird unwillig und hält sich nicht mehr an ihre Vorschriften: «Um 8½ Uhr aufgestanden und den Küchenzettel durch Nudeln verstärkt, darauf wird es besser. Mir fehlt kräftigere Speise — sie haben mich bis auf den Hund heruntergebracht, und nun wollen sie nicht heraufhelfen. Ich will es selber tun.» Sein Zustand wird täglich ernster. Er entschließt sich, nach Zürich zu reisen, um dort den Rat erfahrener Ärzte einzuholen. «Morgen will ich fort — muß ich fort. O, wie freue ich mich darauf», schreibt er an Ostern, und andern Tags macht er sich reisefertig und fährt mit der Mittagspost. In den ersten Tagen wohnt er im Hotel Storchen. Am 22. April bringt man ihn ins Krankenhaus. «Um 9½ Uhr mit Sack und Pack in einer Sänfte abgezogen und glücklich im Spitale angelangt. Ein hübsches möbliertes Zimmer mit der Aussicht auf Stadt und See bezogen. Ich bin sehr zufrieden — das Bett ist gut.» Mohr faßt Zutrauen zu seinem neuen Arzt, der ihn mit tröstlichen Versicherungen aufrichtet. Seine Zürcher Freunde Meyer v. Knonau, Georg v. Wyß und Ferdinand Keller

kommen ihn mehrmals besuchen. Allein es sind trügerische Hoffnungen. Seine Kräfte nehmen erneut ab. Ein heftiger Husten reizt seine Nerven und hindert ihn am Schlafe. In einer Nacht geht er dreihundert Schritte im Zimmer auf und ab, in der folgenden gar sechshundert. Am Morgen fühlt er sich «matt, abgeschlagen, ohne Appetit». An einer Stelle des Tagebuches steht zwischenhinein ein leidenschaftliches «Wahltag in Bern! Gott steh meinem lieben alten Bern bei!» und an einer andern ein verzweifeltes «Hilf du, Gott im Himmel!» Georg v. Wyß erkundigt sich bei der Tochter Maria täglich fast nach dem Befinden des Kranken, der keine Besuche mehr empfangen kann. Mitte Mai gibt ihm der Arzt die Gewißheit, daß er sich nicht wieder erholen werde. Da eröffnet Mohr den Wunsch, zur katholischen Kirche überzutreten.

Mit großer Genauigkeit hat er während seines Krankenlagers von allen äußern Dingen Notizen gemacht, von den Mahlzeiten, den Worten des Arztes, den Medikamenten, die man ihm verordnet, vom Wetter und seinen Briefen. Nur von diesem innersten Anliegen schrieb er keine Zeile. Tagebücher führt man für sich selber, und um ihnen nicht anvertrauen zu müssen, was einen zutiefst bewegt, zeichnet man oft nur Äußerlichkeiten auf, hinter denen sich das eigentliche Erleben verbirgt. Sie sind darum letztlich nur dem verständlich, der sie geschrieben hat, weil für ihn allein das Äußere symbolische Bedeutung erhält. Der Historiker mag das bedauern, zugleich bedenken, daß, wer sein Tagebuch für die Nachwelt schreibt, nicht ehrlich gegen sich selbst sein kann. Auch den Freunden hat Mohr von seinem Vorhaben nichts verraten. Sein Schritt überraschte sie allerdings nicht; denn aus seiner Verehrung für die katholische Kirche hatte er nie ein Hehl gemacht.

Es ist nicht einfach, Mohrs Konversionsgeschichte aufzuzeichnen; denn er hat sein eigenes Leben wenig erforscht. In seinen Briefen spricht er selten von sich selbst. Es war nicht Furchtsamkeit, die ihn am Sprechen gehindert hätte. Es fehlte ihm an der Gabe, sein eigenes Fühlen zu analysieren. Nicht jeder Mensch ist in gleichem Maße zur Selbstbetrachtung befähigt. Auch über andere hat er sich selten geäußert. Kurze Charakterisierungen von Zeitgenossen, die viele Briefe seiner Freunde besonders interessant und wertvoll machen, finden sich bei ihm kaum. Es kann von Interesse sein, das wenige hier zusammenzutragen, was wir über die religiöse Entwicklung seiner Jugendjahre wissen und nicht schon in anderem Zusammenhang erwähnt haben.

Daß Mohrs Eltern ihr Kind im Glauben ihrer Väter, der sie selbst erfüllte, auferzogen, kann nicht bewiesen, aber angenommen werden. Es war sogar sicher fast selbstverständlich, daß Theodor

sich auf das geistliche Amt vorbereitete, dem sich schon mehrere Glieder seiner Familie gewidmet hatten. Wir haben die Gründe genannt, die ihn veranlaßten, das Theologiestudium aufzugeben. Die Orthodoxie war erstarrt, die Kraft des Pietismus versiegt. Um so empfänglicher waren die Menschen für phantastische Botschaften, wie sie Frau v. Krüdener verkündete. Zu Tausenden liefen sie ihr zu. Hier glaubte die Masse zu finden, was ihr fehlte. Auf ihren Reisen kam die «Erweckungspredigerin» auch nach Bern. Obschon sie dort kein Aufsehen erregte, begann auch hier die religiöse Phantastik die sonderbarsten Blüten zu treiben. Seitenlang berichtet Mohr seinem Freunde Carisch in einem Briefe von den unglaublichsten Wundergeschichten, die man sich erzählte, von Erscheinungen und einem Wunderglöckchen, das in der Nacht die Ruhe eines Hauses störe. In Deutschland hätte man wenig früher sogar Schriftbänder aus dem Himmel hängen sehen, die nun eine Berner Offizin gedruckt habe und zum Verkaufe anbiete. Diese Erscheinungen hält Mohr für Schelmenstreiche und Phantome und spottet über die, die daran glauben. Ganz kann er sich dieser Wunderwelt aber nicht verschließen. Er staunt über die Sehergabe einer gewissen Chrysiaque. Diese könne Kranke auf die Entfernung heilen, wenn man sie deren Kleider oder Haare in Bern berühren lasse. Sie wisse selbst in Apotheken zu Basel Ort und Stelle anzugeben, wo sich dieses oder jenes Medikament befinde. Noch mehr! Sie lese Bücher, wenn man sie ihr auf die Herzgrube lege. Einer seiner Freunde habe die Probe aufs Exempel gemacht und ein lateinisches Buch mitgenommen, um jeden Betrug zu verhindern. Auch Pfarrer L'Orsa habe sie gesehen, und er werde sie in den nächsten Tagen ebenfalls aufsuchen. «Ich kehre zur Sinnenwelt zurück», heißt es am Schluß dieses Berichtes über Erscheinungen, die er bespöttelt, die ihn aber dennoch eigentümlich berühren[2]. Halb im Ernst, halb im Scherz gesprochen sind auch die Worte des Zwanzigjährigen in einem andern Brief an Carisch, die wir in diesem Zusammenhang aufzeichnen möchten. Da man in Bern von Carisch lange keine Nachricht erhalten hatte, war man beunruhigt und befürchtete, er habe in einer Lawine den Tod gefunden. «Wäre ich ein frommer gläubiger Katholik gewesen», schreibt Mohr, «ich hätte nicht angestanden, sogleich auf alle Fälle hin, zum Heil Deiner armen Seele ein paar Messen lesen zu lassen, um dadurch die Zeit des Aufenthaltes derselben im Fegfeuer — vorausgesetzt, daß sie dieses Reinigungsmittel nötig habe — abzukürzen»[3].

Die erste nachweisbare Berührung Mohrs mit der katholischen Welt fällt in sein zehntes Lebensjahr. In der unruhigen Zeit nach der Flucht aus dem Engadin besuchte sein Vater auf einer Reise kurz nach dem Bergsturze von Goldau im Kloster zu

Muothatal Frau Mutter Waldburga Mohr aus Luzern. Diese nahm ihn freundlich auf und schenkte ihm, als er weiterging, zum Andenken ein Bild des Papstes Clemens XIV. Dieses Bild wurde im Pfarrhaus aufgehängt und überallhin mitgenommen. Es muß auf den Knaben Eindruck gemacht haben; denn als Waldburga 1828 starb, gedachte Mohr ihrer mit einigen Worten in seinem Tagebuch, und noch in den Notizen seiner Luzerner Reise im Frühling 1845 ist von ihr die Rede.[4]

Besonders wertvoll für die Darstellung seiner religiösen Entwicklung in den spätern Jahren sind die beiden Reden, auf die wir schon mehrmals hingewiesen. 1819 spricht er zum Gedächtnis der Reformation in Lavin. Noch erinnert seine Religiosität deutlich an die Aufklärung. Das Christentum ist für ihn eine Sache des Lichts und der Freiheit. Er glaubt an den Fortschritt und die Macht der Erziehung. Gott schwebt in wesenloser Ferne. Von der Abgründigkeit seiner Gerichte ahnt er nichts. Sein Wort hat keine Gewalt, und Gebete nützen nichts, wenn man auf Erden nicht Werke nach seinem Willen tut. — Mit ganz andern Worten eröffnet er fünfzehn Jahre später die rätische Synode. Jetzt ist Glaube in ihm lebendig geworden. Das Christentum ist keine laue Morallehre mehr. Es wird zur einzig sinnvollen Grundlage, auf der die Welt gebaut werden kann. Es allein vermag dem menschlichen Leben einen Wert zu geben und es hinüberzuführen in die Seligkeit eines ewigen Friedens. Denn die diesseitige Welt ist ohne Hoffnung und verderbt. Mohr ist durchdrungen vom Bewußtsein der Sündhaftigkeit des Menschen, erfüllt aber auch vom Glauben an den Opfertod Christi und die Auferstehung. Gott ist ihm aus der Ferne entgegengetreten. Gewaltig steht er vor ihm, die Geschicke der Welt und des einzelnen lenkend, zürnend und gnädig verzeihend.

Das Christentum aber sieht er bedroht, die Religion in Gefahr. Freunde suchen ihn zu beruhigen und weisen darauf hin, daß das religiöse Gefühl der Menschen bedeutend lebendiger sei, als noch während ihrer Studienzeit in Bern. Mohr ist davon nicht zu überzeugen. Mit seiner Synodalrede steht er noch auf dem Boden des Protestantismus. Bald aber beginnt dieser zu wanken. Entsetzt verfolgt er die Entwicklung der protestantischen Theologie. Die rationalistische Auslegung der biblischen Wunder ist dem schriftgläubigen Mohr ein Greuel. Den «religiösen Radikalismus» fürchtet er noch mehr als den politischen. In der Bewegung des Radikalismus sah er immer mehr einen Sturm gegen das Christentum. An das Schreckgespenst des Ultramontanismus, meint er, glaubten die Radikalen selber nicht. Ultramontanismus heiße die Parole, ihr Kampf gelte den Kirchen. Es gehe die Protestanten nichts an, wenn die Luzerner ihre Lehranstalten den Jesuiten anvertrauen wollten. Die Radikalen würden sich auch bedanken, wenn die

Katholiken durch eine Deputation verschiedene Lehrer ihrer Kantonsschulen absetzten, «weil sie Rationalisten oder Straussianer, kurz, nicht evangelisch gesinnte Lehrer seien». Aber die Jesuiten fürchteten sie mit Recht «mehr als hundert evangelische Geistliche, weil von diesen fünfunfneunzig ‚stumme Hunde' sind, wie die Heilige Schrift sich ausdrückt, und die übrigen sonst nicht bellen oder doch wenigstens nicht beißen»[5]. Seine Urteile über die protestantische Kirche sind hart, aber verständlich; denn im Radikalismus sah er eine Tochter des Protestantismus. Wie hätten ihm da die wenigen Protestanten, die ihm noch nicht zum Opfer gefallen waren, erfolgreich entgegentreten können? Und wie anders stand die katholische Kirche da! Sie allein erschien in diesen Zeiten noch als Hort der politischen und religiösen Autorität. Sie allein — so glaubte Mohr — wäre noch mächtig genug, den Unglauben zu bannen, und das Christentum vor dem Untergang zu retten.

Durch den Radikalismus wurde Mohr in die katholische Kirche geradezu hineingedrängt; seine historischen Studien haben ihm in viel sanfterer Weise den gleichen Weg gewiesen. Seine besondere Liebe hat immer dem Mittelalter gegolten, das dem unverständlich bliebe, der die Wirksamkeit der römischen Kirche übersehen wollte. Sie hatte damals über die weltliche Macht gesiegt und das ganze Leben mit ihrem Geiste erfüllt. In ihr war geschichtlicher Sinn lebendig. Sie hielt fest an der Tradition und suchte ehrwürdige Institutionen zu bewahren, für die der Protestantismus weniger Verständnis haben konnte. Sie war es auch, die die Zeugnisse ihrer großen Jahrhunderte aufbewahrt und historische Studien ihren Geistlichen zur Pflicht gemacht hatte. Seine reichsten Schätze hat Mohr im bischöflichen Archiv in Chur gefunden, und oft hat er sich in Klöstern aufgehalten, wo er Pergamente las und abschrieb. Dort lernte er das Klosterleben aus eigener Anschauung kennen und bewundern. Konventuale wurden seine intimsten Freunde. Außer den Patres Theodosius Florentini und Winistörfer von St. Urban stand ihm Gall Morel besonders nahe. Ihr Einfluß auf Mohr ist sicher nicht zu unterschätzen.

Mohr ist übrigens nicht der einzige Historiker jener Zeit, der sich zum Katholizismus hingezogen fühlte. Man denke an Friedrich Leopold v. Stolberg, Karl Brandes und Friedrich v. Hurter, die alle auch konvertierten, oder an Böhmer, der zwar diesen letzten Schritt aus dogmatischen Gründen unterließ, sich aber mit dem Gedanken trug, eine «katholische Stiftung für deutsche Geschichte» zu gründen, weil Protestanten sie nicht in seinem Sinne hätten verwalten können[6]. Unter den befreundeten evangelischen Historikern in der Schweiz war ihm wohl Meyer v. Knonau am meisten verwandt. In einem Briefe teilte ihm Mohr die bevorstehende

Konversion seiner Tochter mit, die so — wie er mit einer Anspielung auf Bischof Johann v. Mohr sagte — zur Religion der Voreltern zurückkehre. In seiner Antwort betonte Meyer v. Knonau mit nicht weniger Stolz Alter und Bedeutung seiner Familie und erzählte von deren Beziehungen zur katholischen Kirche: «Vom 13. Jahrhundert an waren meine Vorfahren mit dem adligen Damenstift Schänis in der engsten Verbindung gestanden, und zwar bis 1512, und wieder mehrere Jahrhunderte lang befanden wir uns zur Maria in Einsiedeln in schönem Verhältnis, und wäre die Revolution von 1798 nicht gekommen, so würde ich zur Stunde Schutzherr des Benediktinerinnenklosters Fahr sein. Daß solche Erinnerungen Klosterliebe und Klosterverständnis erzeugen müssen, liegt auf flacher Hand, und ich glaube fast, es ist an mir ein rechter Ordensmann verloren gegangen. Die Zelle wäre mir gewiß nicht zu enge geworden, der Chordienst nicht zu beschwerlich, aber Bücher hätte man mir lassen müssen und auch gelassen. Gott wollte es anders.» Er schließt mit der Bitte, Mohr möchte ihm den Tag der Konversion Marias mitteilen. «Ich will dann mit Ihnen vereint für die Verehrte flehen»[7].

Maria war Mohrs erstes Kind aus seiner glücklichen zweiten Ehe. Über ihr Leben wissen wir wenig mehr, als daß es zwischen die Jahre 1828 und 1858 fällt. Von seinen Kindern stand sie ihm am nächsten. Als sie sich, wie sie bekennt, nach «jahrelanger Überlegung» in Solothurn bei Pater Winistörfer zum Übertritt vorbereitete, nahm Mohr an der Feier teil, um damit der Welt zu zeigen, daß sein Kind den Schritt nicht ohne Wissen und Willen des Vaters tue[8]. In der Urkunde, die Joseph Anton Salzmann als Episcopus Basiliensis über die Konversion ausstellte, heißt es, daß Maria «ex Curia urbe oriunda et accatholica, Divini Spiritus ac propriae conscientiae stimulis mota post acceptam in fide orthodoxa sufficientem instructionem secta heterodoxa liberrime abdicata» am 8. Februar die Firmung erteilt worden sei[9]. Weder die Liebe der Geschwister, noch die der Verwandten ging Maria nach der Konversion verloren. Das mag charakteristisch sein für den Geist der Verträglichkeit, mit dem die beiden Konfessionen zu jener Zeit in Chur einander begegneten, wo Pater Theodosius Florentini das Dompfarramt bekleidete und Stadtpfarrer Raschèr sich mit einer überzeugten Katholikin verheiraten konnte, ohne daß das seinem Ansehen unter den Protestanten geschadet hätte[10].

Anders als seine Tochter hat Mohr erst auf dem Sterbebette das Geheimnis seiner Seele preisgegeben. Sicher hat er es lange Zeit aus Rücksicht auf die Reaktion in der Öffentlichkeit und seine Familie sorgsam gehütet und ist mehrere Jahre lang nur noch dem Namen nach Protestant gewesen. Auch Karl Ludwig v. Haller

trug sich, wie er in seinem berühmt gewordenen Brief aus Paris bekennt, lange mit dem Gedanken, erst im Angesicht des Todes oder in seinem Testamente den Übertritt zur römischen Kirche bekannt zu geben. In welchem Zeitpunkt sich Mohr zur Konversion entschlossen, wissen wir nicht, sicher aber erst nach langen inneren Kämpfen. Sie dürfte ihm nicht allzuleicht gefallen sein; denn je näher sich zwei Bekenntnisse stehen, desto mehr empfinden sie das Bedürfnis, ihre Unterschiede zu betonen. Es fällt einem Ungläubigen weniger schwer, Katholik zu werden, als einem Protestanten, der in einem Pfarrhaus aufgewachsen und Student der Theologie war. Den Übertritt erleichtert hat Mohr der Umstand, daß er seine Epoche als eine Zeit des Kampfes zwischen Christentum und Unglauben erlebt und daneben den Unterschied zwischen Protestantismus und Katholizismus als unbedeutend empfunden hat. Schon in den Dreißigerjahren meint er einmal, daß ein überzeugter Protestant und ein Katholik eigentlich dasselbe wäre. Ähnlich spricht Karl Ludwig v. Haller in dem erwähnten Briefe: «Ein Protestant, der katholisch wird, ändert im Grunde seine Religion nicht; er tritt nur in den Schoß der Kirche zurück»[11]. Auch Mohr ist wie vielen andern Konvertiten über der Verehrung dieser Kirche das Verständnis für Wesen und Wert des Protestantismus verloren gegangen. Wenn es wahr ist, daß, ehe es ins Bewußtsein steigt, Träume verraten, was unser Innerstes bewegt, dürfte Mohr sich am Anfang des Jahres 1849 noch nicht zum Übertritt entschlossen haben. Am 16. Januar erzählt er nämlich Gall Morel in einem Brief, ihm habe geträumt, daß Gott «mir meinen Sohn und dann meine drei Töchter, eine nach der andern abberufen. Ich sei allein zurückgeblieben mit meiner fünfvierteljährigen Enkelin. Klagend hätte ich gebeten, auch dieses Kind möchte er hinüberretten aus den Nöten dieses Lebens; dieses sei dann acht Tage später auch wirklich geschehen. Getröstet hätte ich dann das letzte meiner Nachkommen zu Grabe gebracht — sei dann sogleich weg von hier und nach Einsiedeln gekommen, wo ich angeklopft und gefleht habe, man möchte mir gestatten, den Rest meiner Tage in Arbeit und Gebet in einer stillen Zelle zu verbringen. Meine Bitte wurde erhört.»

Ob es nun seine Sorge um den christlichen Glauben, seine Freundschaften mit katholischen Geistlichen, die historischen Studien und seine Verehrung für Tradition, seine Sehnsucht nach Ruhe und Geborgenheit, vielleicht die Gesinnung des Kindes oder die Sorgen und Mühen des Lebens gewesen sind, die Mohr veranlaßt haben, sein Heil in der Kirche zu suchen, läßt sich mit Gewißheit nicht feststellen; denn der Wirkungsgrad eines Erlebnisses kann selten genau bestimmt werden, und wenn mehrere Komponenten ineinander spielen, weiß man oft nicht, welcher

unter ihnen die größte Bedeutung zugemessen werden soll. Einflüsse der Umwelt können die Anlage eines Menschen strukturell nicht ändern[12]. Sie werden nur da wirksam, wo sie Übereinstimmung oder Widerspruch in seinem Wesen finden. Alles, was Mohr im Leben bewegt, hätte ihn nicht zum Konvertiten machen können, wenn nicht sein Innerstes für die Eigenart des Katholizismus empfänglich gewesen wäre. In seinem Wesen überwog das Gefühl. Das kühle Denken war ihm fremd; Menschen mit kalten Herzen ging er aus dem Weg. Nie hatte er den katholischen Gottesdienst besuchen können, ohne davon bewegt zu werden. Hier fand er sich angesprochen, und wenn die erste Eintragung des Religionslehrers in das Monatszeugnis des Berner Gymnasiasten «Ist voller teilnehmender Gefühle» heißt, hat er das Wesen des Knaben richtig gesehen. Daß der Katholizismus auch dogmatisch seinem Empfinden entsprach, beweist der Ausspruch, den er seinem Sohne gegenüber getan: Er wolle einer Kirche angehören, die auch nach seinem Tode für ihn bete[13].

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß Mohr seine Konversion aus eigenem Entschlusse und ehrlichster Überzeugung vollzogen hat. Das bestätigen er selbst, sein Sohn und Meyer v. Knonau, und wenn Siegwart-Müller aus der Ferne mit dem hämischen Frohlocken des Gestürzten schreibt: «Die Bekehrung Theodor v. Mohrs, von seiner Tochter und die Erschütterung des Protestantismus im Herzen der Churer sind das Werk des Theodosius», ist er im Irrtum[14]. Mohrs Schritt mag für einen Protestanten schmerzlich sein. Doch wäre es falsch, wenn er den Stab über ihm brechen wollte. Ebenso unrichtig aber wäre es, wenn ein Katholik hier triumphierte, zum mindesten wäre es nicht evangelisch; denn das Evangelium kennt keinen Triumph, es lehrt uns Demut und Liebe. Jede aus Überzeugung vollzogene Konversion bleibt letztlich ein Geheimnis. Sie ist eine Angelegenheit des eigenen Gewissens, über die zu urteilen den Menschen nicht zusteht.

Der Übertritt selbst fand am 19. Mai 1854 im Zürcher Kantonsspital statt. Nach einem Bericht Marias war die Kirche durch Dekan Albrecht v. Haller, den Sohn des Restaurators, vertreten, der selber auch konvertiert hatte und damals als Pfarrer in Galgenen amtete. Nach den Aufzeichnungen Conradins ist es Gall Morel gewesen, der ihm beigestanden. Das Zeugnis Marias ist insofern glaubwürdiger, als sie bei der Zeremonie zugegen war. Für die Aussage des Sohnes spricht anderseits die Tatsache, daß Gall Morel schon lange mit Mohr eng befreundet war, während er Haller erst wenige Monate vorher in Solothurn kennen gelernt hatte. Möglicherweise haben sich auch beide in Zürich eingefunden. Obschon man befürchten mußte, daß Mohr die Reise nicht über-

lebe, entsprach man seinem Wunsche und brachte ihn nach Chur zurück, um dort zu sterben. «Es geschah solches im Kreise aller seiner Kinder am 1. Juni als die Sonne sich neigte», schreibt Conradin in der Familienchronik und beschließt sie mit den Worten: «Er war ein treuer guter Vater!»

Nicht verwunderlich ist es, daß die Zeitungen eingehend über die Konversion des Verstorbenen berichteten. Die Diskussion glitt aber bald ins Politische ab. Man bewarf sich mit den Schlagworten Radikalismus und Ultramontanismus. Nur wenige fanden die nötige Ruhe und Würde, die grundsätzliche Frage zu erörtern. Die spöttischen Bemerkungen der Radikalen sind ebenso unsympathisch wie die Lobeserhebungen in der katholischen Presse. Noch im selben Jahr erschien in der Wassalischen Offizin eine Übersetzung der Reformationsrede, in der Mohr 35 Jahre früher die reformatorische Freiheit gelobt und die Institutionen der katholischen Kirche aufs entschiedenste abgelehnt hatte. Man wollte ihn damit offenbar der Wetterwendigkeit bezichtigen oder ihm den Irrtum seines Alters nachweisen. Die Publikation war sicher ein Fehlgriff und vermochte nur bei jenen Eindruck zu machen, die zwischen Standhaftigkeit und geistiger Erstarrung nicht unterscheiden können und glauben, es zeuge von Charakterstärke, wenn man mit 60 Jahren noch gleich denkt, wie man mit 25 gedacht. Einen verständnisvollen Nachruf widmete ihm Peter Kaiser (1793—1864), der ihm als Historiker und Freund nahegestanden[15]. Kaisers eigene geistige Welt erinnert stark an die Mohrs. Wie dieser schwärmte er in der Jugend für die politischen Ideale der Französischen Revolution, hatte dem religiösen Liberalismus gehuldigt, war bei Pestalozzi in Yverdon gewesen und gibt sich in seinen «Andeutungen über Geist und Wesen der Geschichte» als Anhänger der Hegelschen Philosophie zu erkennen. Nach vorübergehender Tätigkeit im radikalen Aargau kam er ins Kloster Disentis und 1842 als Professor an die katholische Kantonsschule in Chur. In der Stille des Klosters erwachte in ihm die Liebe zur Geschichte der rätischen Heimat, und sein aufklärerisches Denken begann mehr und mehr echter katholischer Frömmigkeit zu weichen[16].

Am Tage nach seinem Hinschiede lasen sie in der Kathedrale für Mohr eine Messe. Am 4. Juni, dem Pfingstsonntag, wurde er begraben. Das Gefolge war zahlreich und die Menge der Zuschauer, obschon das Begräbnis ohne allen Prunk gefeiert wurde, fast nicht zu zählen[17]. Die Leichenrede hielt Pater Theodosius. Er löste seine Aufgabe so geschickt, daß auch die zahlreich erschienenen Protestanten sich nicht verletzt fühlten. Er schilderte Mohr als Historiker, als Staatsmann und als Christ. Mohr sei im wahrsten Sinne des Wortes ein Nachfolger Christi gewesen. In ihm habe er sein

Vorbild gesehen, und öfters habe er Kranken und Sterbenden so innig zugesprochen, wie nur der es könne, dessen Worte von Herzen kämen. Seine Konversion müßte er tadeln, wenn sie aus Konvenienz geschehen wäre. Daß dies nicht zutraf, beweist das Bekenntnis, das Mohr ihn an seinem Grabe zu verlesen ermächtigt hatte: «Ich sterbe als Katholik. Ich bin zur katholischen Kirche übergetreten mit voller Ruhe und mit dem klaren Bewußtsein; ich bin von keiner Seite dazu aufgefordert oder bewogen worden, und ich sterbe mit dem vollsten Vertrauen auf die Verdienste des Erlösers Jesus Christus.»

Darf man nun Mohr einen Romantiker nennen? Wir haben die Frage für den Schluß unserer Erörterung aufgespart. Sie zu beantworten, ist auch jetzt noch nicht leicht, weil jeder Mensch seine Zeit auf seine eigene Weise erlebt und das Wesen der romantischen Epoche unendlich vielgestaltig, unklar und umstritten ist. Die Romantik verstehe nur der recht, «der sie erfaßt als eine leidenschaftliche Protestbewegung gegen den Geist der Aufklärung», schreibt Adolf Koeberle[19]. Wenn diese Opposition gegen die Welt des 18. Jahrhunderts das Hauptanliegen der Romantiker ist, darf man Mohr zu ihnen zählen; denn als Politiker, Historiker und als Christ erweist er sich als ein Kind der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die sich bewußt vom Rationalismus, der vor ihr das Denken der Menschen beherrscht hatte, distanzierte.

Den Geist der Aufklärung hat Mohr in jeder Beziehung abgelehnt. Sein Ursprungsland Frankreich war für ihn die Heimat des religiösen und politischen Unglaubens. Er hat Italien aufgesucht und war von Deutschland begeistert. Frankreich hat er gemieden. Von seiner großen Revolution, die die alte Schweiz begraben, seine eigene Jugend in ihre Stürme hineingerissen und das Kloster Disentis mit seinen Archivschätzen zerstört hatte, sprach er nur mit Entsetzen. Nur die Achtung vor der bestehenden Ordnung konnte neue revolutionäre Bewegungen verhindern. Seine Auffassung des Staates ist romantisch. Er bekannte sich zum Prinzip der Legitimität. Auch er empfand das Bedürfnis, das Leben hierarchisch zu gliedern. Ein aristokratisches Element — mehr der Gesinnung als des Blutes — schien ihm im Staate notwendig; denn von der Urteilskraft des Volkes hatte er keine hohe Meinung.

Romantisch ist auch Mohrs Liebe zur Geschichte. Zwar hatte auch die Aufklärung historische Studien getrieben. Aber es hatte ihnen an innerer Anteilnahme gefehlt. Selbstgerecht sah man auf die Verirrungen der Vergangenheit, die mit dem Glanz der eigenen Epoche nicht verglichen werden konnte. Das Vergangene war für sie abgetan; es konnte die Gegenwart nicht beeinflussen,

höchstens ihr Selbstbewußtsein steigern. Als Mohr mit 30 Jahren die Historie zu seinem Tagewerk machte, war diese Geschichtsbetrachtung endgültig überwunden. In romantischer Schau stieg der Wert der versunkenen Jahrhunderte. An die Stelle des schnellen Urteils trat das geschichtliche Verstehen. In den Romantikern erwachte das historische Bewußtsein, das Gefühl für den Zusammenhang der Zeiten, der Sinn für Tradition. Für sie war das Vergangene nicht vergangen. Immer wieder wirkte es in die Gegenwart hinein, und diese Gegenwart mußte in der Vergangenheit verankert werden, wenn man sie verstehen wollte. Die Aufklärung hatte das Sein gesehen, die Romantik fühlte das Werden. Aus diesem Gefühl heraus hat Mohr kurz vor seinem Tode noch die Worte gesprochen, daß nur der ein wahrer Staatsmann sein könne, der die Geschichte seines Volkes kenne[20]. Er wollte mit seinen Forschungen keine Maximen und Rezepte aufstellen, nach denen dann die politischen Entscheidungen hätten getroffen werden sollen. Es ging ihm darum, die Vergangenheit zu wecken, daß man in ihrem Geiste handle. Weil sie nur in der Gegenwart zu stehen schienen, verwarf er alles, was die Radikalen unternahmen. Er verachtete sie, weil sie keine Tradition besaßen, und weil die katholische Kirche an Tradition reich war, bewunderte er sie.

Der Zufall will es, daß Mohr den romantischsten aller Historiker, Johann Friedrich Böhmer, kannte, mit ihm gesprochen und Briefe gewechselt hat. Janssen hat dessen Leben in einer umfänglichen Biographie dargestellt und durch die Publikation vieler Briefe ergänzt. Sie haben Ranke zu einer seiner großartigen Reden angeregt, die auch zum Verständnis seines eigenen Denkens von großem Wert ist[21]. Eine Gegenüberstellung Böhmers und Mohrs ist aufschlußreich. Beide stammen aus strenggläubigen protestantischen Familien. Beide hatten vorübergehend die Rechte studiert, der liberalen Bewegung nahe gestanden; beide haben sich durch die Herausgabe von Quellen und Regesten einen Namen gemacht, und beide sympathisierten mit der katholischen Kirche. Mohr hat die Konsequenzen gezogen und ist ihr am Ende seines Lebens beigetreten. Böhmer dagegen hätte sich nur dann dazu entschließen können, wenn viele Protestanten sich zu einem gemeinsamen Übertritt zusammengetan hätten. Er wollte damit die schmerzlich empfundene Zersplitterung der Christenheit aufheben; denn über allen Individualismus hinweg sehnte sich das romantische Gefühl nach Einheit und Zusammenhang. Als Historiker war Böhmer einseitig Mediaevist. Das Mittelalter, das nur eine Kirche und einen Kaiser gekannt, war für ihn die hohe Zeit des Menschengeschlechts und das 13. das größte aller Jahrhunderte. «Welcher Irrtum, eines von allen gleichsam als bevorzugte Zeit

Gottes zu betrachten!» ruft Ranke aus. Über Mohr wäre sein Urteil vermutlich milder ausgefallen. Das Mittelalter erschien zwar auch ihm als eine großartige Epoche, von der es über Reformation und Aufklärung nur noch einen Abstieg geben konnte. Aber daß der Geist Gottes auch in andern Zeiten lebendig sei, bezweifelte er nicht, und seine Studien führten ihn von den rätischen Urzeiten bis an die Schwelle des 19. Jahrhunderts. Seine Forschungen stehen der Verehrung der allgemeinen Geschichte, wie sie aus den Briefen Johannes v. Müllers spricht, näher als Böhmers «exklusiver Wertschätzung der Studien über eine bestimmte Epoche in einem bestimmten Sinn».

Die Gegenüberstellung von Mohr und Böhmer soll keine Gleichsetzung der beiden Persönlichkeiten sein. Denn obschon der Einfluß, den Böhmer ausgeübt, nicht nachhaltend gewirkt hat, ist er doch viel bedeutender als Mohr und war ihm an Reichtum der Begabung weit überlegen. Er verkehrte mit den hervorragendsten Geistern seiner Zeit und zählte Clemens Brentano zu seinen Freunden. Die eigentliche Romantik, ihre Menschen und Kunstwerke hat er in viel stärkerem Maße als Mohr erlebt, schon aus dem einfachen Grunde, weil er ihr räumlich näher war. Die romantische Literatur dürfte Mohr ganz unbekannt gewesen sein und würde ihm nicht viel bedeutet haben; denn wer in einem Hochtal geboren wurde und dort gelebt, empfindet anders als der, der am Main das Licht der Welt erblickt hat. So kann denn auch seine Konversion nicht verglichen werden mit denen der romantischen Dichter. Sie waren übergetreten, als das Katholische Mode war, mehr um der Kunst als um der Religion willen, und fühlten sich angezogen durch die Musik und die Pracht des Gottesdienstes[22]. Anders Mohr. Er kannte keine katholisierende Ästhetik. Ihm ging es um das Heil seiner Seele. Sein Entschluß ist von einem Ernst, dessen jene gar nicht fähig gewesen wären. Als er übertrat, war die katholische Mode vorbei. Und doch trägt auch seine Konversion wieder romantische Züge. Aber es war nicht das Künstlerische, das er suchte; sondern — und dies mag für den Schweizer typisch sein — das Politische, das entscheidend zu seiner Wandlung beigetragen hat. Und wenn noch ein Letztes zu seiner Charakterisierung genannt werden darf, so jene seltsame Unruhe des Herzens, die auch den großen Romantikern eigen war. Sie fühlten sich als ruhelose, vom ewigen Heimweh erfüllte Wanderer. — Auch Mohr hat sich in der Unrast des Lebens nach Stille und Geborgenheit gesehnt. Aus der Gegenwart flüchtete er sich in die Zeiten, die Geschichte geworden, in der Unruhe des Alltags träumte er vom stillen Leben des Klosters, und aus der ewigen Bewegtheit des Protestantismus trat er in das feste Gebäude der katholischen Kirche. Als ihm die Glocken zur letzten Ruhe läu-

teten, mögen sie von der Kathedrale herab geklungen haben wie ein ferner, später und herber Nachhall der Romantik.

Es war Mohr nicht vergönnt, das Werk, das er begonnen, zu vollenden. Als er starb, waren vom Codex diplomaticus nur die Hälfte und vom Archiv erst zwei Bände erschienen. Sein Sohn, Peter Conradin v. Moor (1819—1886), hat das Erbe angetreten und mit großer Sorgfalt verwaltet[23]. Conradin hatte in seinem Leben das Unglück, zwiefach im Schatten seines Vaters zu stehen. Unter Historikern galt er für den Sohn des unermüdlichen Sammlers, unter seinen Landsleuten als der des Konvertiten. Er hatte glückliche Jugend- und Studienjahre erlebt, in Wetzlar das Gymnasium besucht, von dort aus weite Wanderungen und Reisen unternommen, und war anschließend während zweier Semester an der Universität Heidelberg, wo er, dem Wunsche seines Vaters entsprechend, die Rechte hätte studieren sollen[24]. Das Leben außerhalb der Hörsäle nahm ihn aber so sehr in Anspruch, daß ihm für das eigentliche Studium keine Zeit mehr übrig blieb.

Reich an Erinnerungen und Erlebnissen, aber ohne irgendwelchen Abschluß kam er nach Hause. Auch er stand — wie einst sein Vater — mit zwanzig Jahren ohne richtigen Beruf im Leben. Er arbeitete unwillig und ohne alle Freude auf dem väterlichen Advokaturbureau. Auch in ihm erwachte bald die Liebe zur Geschichte, die sein ganzes Interesse beanspruchte. Da aber seine historischen Studien nichts eintrugen, mußte er sich nach dem Tode Theodors mehr und mehr der juristischen Praxis annehmen. Nur schwer vermochte er sich damit über Wasser zu halten. Die finanzielle Not wuchs, und in seinem letzten Jahrzehnt konnte er sich kaum mehr den Luxus geschichtlicher Forschungen leisten. In seiner Studentenzeit war er von seinem Freunde Johann Andreas v. Sprecher um den reichen Vater beneidet worden. Jetzt hatte sich das Blatt gewendet. Das Vermögen der Familie war aufgebraucht. Die Mohr hatten es der Geschichte geopfert. Weder an Fleiß noch an Idealismus stand Conradin seinem Vater nach. Den größten Teil der Druckkosten für das Archiv und den Codex hat er aus eigenen Mitteln bestritten, und seine große Bündnergeschichte, die er ohne irgendwelche Beiträge veröffentlichte, hat ihn schweres Geld gekostet. Noch heute wird erzählt, wie man sich über die Sparsamkeit Moors lustig gemacht, weil er im Wirtshaus den Zucker, den andere beim Kaffeetrinken zurückließen, heimlich in die Tasche steckte und mit nach Hause nahm. Wir haben diese Anekdote erwähnt, auch auf die Gefahr hin, daß sie das einzige von Conradin ist, das manchem Leser im Gedächtnis bleiben wird, und fragen, wer unter den Spöttern seiner Heimat fleißiger und uneigennütziger gedient als er, und wie viele in unserem Jahrhundert zu

ähnlichen Opfern bereit wären. Mit Recht darf man sich fragen, ob es der alte Freistaat der Drei Bünde hier nicht an Dankbarkeit und Edelmut habe fehlen lassen. Allerdings ist zu sagen, daß es nicht Dank und Anerkennung sein können, für die man tätig ist; denn jede Arbeit, auch die wissenschaftliche, kann uns nur durch die Freude, die sie selbst uns zu gewähren imstande ist, entschädigen. Diese Genugtuung hat auch Conradin empfunden, und ohne Bitterkeit, aber mit leiser Wehmut hat er in den letzten Lebensjahren die Erinnerungen seiner Jugend in einer Autobiographie erzählt, aus der einzelne Abschnitte zu veröffentlichen sich lohnen würde.

Was Wunder, wenn die dritte Generation, die diese Bedrängnis des Gelehrtenlebens am eigenen Leibe gespürt, der Wissenschaft den Rücken wandte und ihr Leben auf ganz andere Weise lebte als Vater und Großvater. Keiner der fünf Söhne Conradins — die aus seiner zweiten Ehe mit Elisabeth Handner aus Wetzlar stammten — ist in Graubünden geblieben. Am wenigsten stürmisch hat Maximilian Albert gelebt (1858—1907); er kam nach Winterthur und wurde Kaufmann. Der älteste, Theodor (1854 bis 1881), arbeitete auf Plantagen in der Malaischen Inselwelt und liegt in Kairo begraben. Conradin wurde mit fünfzehn Jahren Schiffsjunge und stieg — was für einen Schweizer eine Seltenheit bedeutete — zum Seeoffizier beim Norddeutschen Lloyd auf. In der Nacht vom 7. auf den 8. Dezember 1896 ging er mit seinem Dampfer vor der spanischen Küste unter, nachdem er die fernsten Weltmeere durchkreuzt hatte[25]. Joseph Egon wanderte nach Rußland aus, verheiratete sich dort und wurde bei seinem Übertritt zur griechisch-orthodoxen Kirche Georg Petrow getauft. Am 12. Oktober 1906 hat ihn ein Räuber ermordet. Und Ludwig Anselm, der jüngste, arbeitete als Gärtner in Odessa und starb 1931 in Dschankoy, in der «autonomen sozialistischen Sowjetrepublik der Krim»[26]. Graubünden die Treue bewahrt hat einzig Conradins ältestes Kind, Anna, die aus seiner ersten Ehe mit Elisabeth Albertini stammte (1825—1848). Sie ist das Enkelkind, von dem Theodor in seinem Briefe an Gall Morel erzählt. Nach langen Aufenthalten im Ausland kehrte sie in ihre Vaterstadt zurück, wo sie 1943 im Alter von 96 Jahren gestorben ist. Sie hat ein kleines literarisches Werk hinterlassen[27].

Im Gegensatz zu seinem Vater hat sich Conradin nie am politischen Leben beteiligt. Es fehlte ihm an Interesse. «Zudem verstand er es nicht, — wie er von sich selbst, in der dritten Person redend, sagt — sich mit jener Klasse auf guten Fuß zu setzen, die in Vorversammlungen Bürgermeister und Rat bestellte. Ihr galt er für exklusiv und aristokratisch»[28]. Etwas mag zu dieser Beurteilung auch die Konversion seines Vaters beigetragen haben;

denn seine reifen Jahre fielen in eine Zeit, die in konfessionellen Fragen härter zu urteilen pflegte.

Die Anerkennung, die die Heimat versagte, zollte ihm die Fremde. Die Antiquarische Gesellschaft in Zürich ernannte ihn zu ihrem korrespondierenden, das Germanische Museum in Nürnberg zum ordentlichen und die Genealogisch-Heraldische Gesellschaft zu Fermo in Umbrien zum Ehrenmitglied, und als sich die Allgemeine Geschichtforschende Gesellschaft der Schweiz 1941 zur Feier ihres hundertjährigen Bestehens versammelte, wurde auch sein Name genannt[29]. Diese Ehrungen wurden ihm für seine historischen Studien zuteil, die er mit seiner «Geschichte von Currätien und der Republik gemeiner drei Bünde» krönte. Der Sohn wagte das Meisterstück, zu dem der Vater nur Handlangerdienste hatte leisten wollen. Nachdem Besprechungen mit deutschen Verlegern zu keinem Ergebnis geführt hatten, ließ er die beiden Bände in den Jahren 1870—1874 in Chur erscheinen. Mit Recht betont er auf der Titelseite, daß sie «zum ersten Male im Zusammenhange und nach den Quellen bearbeitet» sei. Wohl keiner seiner Zeitgenossen verfügte über eine ähnliche Kenntnis der Quellen. Er konnte sein Werk — wenn man von den Hypothesen über die Rätier in der Einleitung absieht — durchgehend auf sichern Grund stellen. Dies aber schloß eine Gefahr in sich, der Conradin nicht entgangen ist. Vieles aus seinen Sammlungen mag ihm während der Arbeit wichtiger erschienen sein, als es in Wirklichkeit und im großen Zusammenhang gesehen war. Er häufte Berichte an, auf die man, ohne daß seine Darstellung darunter leiden würde, hätte verzichten können. Es fehlte ihm der Mut zum Hebbelschen «Wirf weg, damit du nicht verlierst!»

Conradins bedeutendster Kritiker war sein Landsmann Giovanni Andrea Scartazzini, dessen Forschungen über Dante noch heute Gültigkeit besitzen[30]. Es ist ein erwähnenswertes Detail, daß dieser in den Jahren 1867—1870 im gleichen Abläntschen als Pfarrer amtete, wo ein Menschenalter früher Conradins Großvater gewirkt hatte[31]. Bezeichnenderweise — es ist 1873 — fällt Scartazzinis Urteil über die Darstellung der Reformation am ungünstigsten aus. Wer «die Geschichte jenes Zeitalters zu schreiben unternimmt, der sollte... eine bestimmte Stellung einnehmen, sie von einem festen Standpunkt aus beurteilen», meint er. Seine Kritik besteht zu Recht. Conradin kann die Zeit der Glaubensspaltung nicht ohne innere Erregung schreiben. Wie wenn er sich gegen den Verdacht, er sei im Grunde seines Herzens auch Katholik, verteidigen wollte, verurteilt er den Geist der Kirche aufs schärfste, und fühlt sich dann, um der Forderung nach historischer Unparteilichkeit gerecht zu werden, veranlaßt, nicht weniger hart von den Protestanten zu sprechen. Trotzdem weiß Scartazzini

das Werk Conradins zu schätzen; es gereiche «der rätischen Geschichtschreibung nicht zu geringer Ehre».

Gleichzeitig mit Moors Werk besprach Scartazzini die dreier anderer bündnerischer Historiker. Es waren Johann Andreas v. Sprechers «Geschichte der Republik der drei Bünde im 18. Jahrhundert», Wolfgang v. Juvalts «Forschungen über die Feudalzeit im Curischen Rätien» und Peter Conradin v. Plantas «Das alte Rätien, staatlich und kulturhistorisch dargestellt». Nachdem während Jahrzehnten fast ausschließlich gesammelt worden war, setzte nun eine Epoche der Darstellung ein, die von Vertretern einer jüngeren Generation getragen war. Moor und Sprecher wurden 1819 geboren, Planta 1814, Juvalt etwas später — 1838, und Alfons Flugi, der hier auch erwähnt werden muß, 1823. Diese Männer fanden sich dann in der neuen Historisch-antiquarischen Gesellschaft zusammen, die seither der Sammelpunkt aller bündnergeschichtlichen Bestrebungen geblieben ist. Nach dem Tode seines Vaters hatte Conradin die Geschäfte der Geschichtsforschenden Gesellschaft geleitet. In den Sechzigerjahren aber trat dann eine merkliche Ermüdung ein. Die Beteiligung an den Sitzungen war gering; es waren kaum mehr Referenten zu finden, und man dachte daran, sich mit der Naturforschenden Gesellschaft zu vereinigen. 1869 entwarf dann Planta den Plan, auf breiterer Grundlage eine neue Gesellschaft zu bilden. Am 27. Oktober 1870 fand ihre erste Sitzung statt, in der Peter Conradin v. Moor, der Sohn Theodors, Peter Conradin v. Planta, dem Sohne Albericas, gegenübersaß und mitteilte, daß die Geschichtsforschende Gesellschaft ihre Verschmelzung mit der neuen Gesellschaft beschlossen habe und Planta deren Präsidentschaft überließ[32].

Seit jenen Jahren ist weiterhin unermüdlich an der Erforschung der bündnerischen Vergangenheit gearbeitet worden[33]. Wer eine Geschichte der rätischen Historiographie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts schreiben wollte, dürfte neben den Genannten die Arbeiten Giachen Caspar Muoths, Traugott Schieß', Constanz und Fritz Jecklins nicht übersehen und müßte sie dann — um nur einige der heute noch Lebenden zu erwähnen — über Peter Liver, Iso Müller, Erwin Poeschel und Benedikt Hartmann hinaufführen bis zur neusten Bündnergeschichte Friedrich Pieths, in der die Bilanz einer anderthalb Jahrhunderte dauernden Forschungsarbeit gezogen wird. Sie wird immer einen hervorragenden Markstein, aber keinen Abschluß bedeuten; denn gerade sie wird die Liebe zur Geschichte immer wieder beleben. Wie weit aber die Forscher auch kommen mögen, und welches die Erkenntnisse sein werden, zu denen sie gelangen, sie werden nie des Mannes vergessen dürfen, der als einer der ersten das Erdreich gepflügt und eine Saat in die Furchen gestreut hat, deren Früchte uns heute noch zufallen.

ANMERKUNGEN

EINLEITUNG

[1] Michel J., Vom Humanismus und seinen Anfängen in Graubünden. Beilage zum Kantonsschulprogramm 1929/1930, Seite 38—42. Auch Pieth, Seite 154 ff.
[2] Pieth, Seite 235.
[3] Bott J., Die ehemalige Herrschaft Haldenstein. Chur 1864, Seite 87 ff.
[4] Mayer J. G., Geschichte des Bistums Chur. Stans 1907, 1. Band, Seite IX.
[5] Schieß T., Bullingers Korrespondenz mit den Graubündnern. Basel 1904. I. Band, Seite V, VI.
Wernle, Der schweizerische Protestantismus im 18. Jahrhundert. Band II, Seite 384/385
[6] Pieth, Seite 291.
[7] Michel J., Seite 12, 21.
[8] Es ist die Sammlung Carisch, die mir Frau E. Mascioni-Jänichen, Campascio, zur Verfügung stellte. Ich möchte ihr an dieser Stelle dafür herzlich danken.
[9] Ranke L. v., Sämtliche Werke. Leipzig 1888. Band 51/52, Seite 535.

JUGEND UND STUDIENZEIT

[1] Familienchronik.
[2] Autobiographie.
[3] Familienchronik.
[4] Historisch-biographisches Lexikon der Schweiz V/127. Sammelband.
[5] Genealogische Skizze C. v. Mohrs in B 2151, 8.
[6] Pieth, Seite 318.
[7] Familienchronik.
[8] Pieth, Seite 321.
[9] Pfister, A., Die Patrioten. JHGG 1903.
[10] Trepp J. M., Heinrich Bansi. JHGG 1907.
[11] Wernle P., Helvetik. Band I., Seite 62.
[12] Wernle P., Helvetik. Band I., Seite 497.
[13] Pieth, Seite 321.
[14] Familienchronik.
[15] In B 2151, 8, Kantonsbibliothek Chur.
[16] Familienchronik.
[17] In B 2151, 8, Kantonsbibliothek Chur.
[18] Marti R., Abläntschen. Berner Woche, 7. Juni 1946.
[19] St. A. Bern, Manual des Kleinen Rats. 29. IV. 1807.
[20] St. A. Bern, Manual des Kleinen Rats. 1. VI. 1807.
[21] In B 2151, 8, Kantonsbibliothek Chur.
[22] St. A. Bern, Manual des Finanzrats. 14. XII. 1807.
[23] St. A. Bern, Manual des Kleinen Rats. 11. IX. 1811.

[24] Neben Haag Fr., Die hohen Schulen zu Bern, auch Greyerz Otto, v., Geschichte der Akademie. Berner Taschenbuch 1871.
[25] St. A. Bern, Monatszeugnisse des Gymnasiums. Band III, 1073.
[26] Haag, Seite 195.
[27] Matrikelbücher der Universität Basel. Mitteilung der Universitätsbibliothek Basel.
[28] Acta der Curatel. 1. November 1810, Band III, Seite 933.
[29] Manual der akademischen Curatel, Prot. Nr. III, Band III, Seite 910.
[30] Studer B., Aus der Geschichte der höhern Lehranstalten in Beziehung auf die Naturwissenschaft. Bern 1843, Seite 30.
[31] Wernle, Der schweizerische Protestantismus im 18. Jahrhundert. Band III, Seite 164.
[32] Hartmann, Carisch, Seite 25.
[33] Hartmann, Carisch, Seite 26.
[34] Baldenstein an Carisch, 13. März 1813 und 28. Dezember 1813.
[35] Notiz Carischs in seinem Briefband.
[36] Sammlung Bernischer Biographien, Band I, Seite 377—381.
[37] Erlach an Mohr, 9. Juni 1836, in B 2151, 8.
[38] Rytz D. A., C. A. R. Baggesen. Bern 1884.
[39] Familienchronik.
[40] Baggesen an Studer, 11. September 1812.
[41] ADB 36, Seite 731—734.
[42] Familienchronik.
[43] Hunziker Rudolf, Jeremias Gotthelf. Frauenfeld und Leipzig 1927. Seite 14.
[44] Muschg W., Gotthelf. München 1931.
[45] Baggesen an Studer, 22. Juni 1812.
[46] Baggesen an Studer, 1. Juli 1812.
[47] Baggesen an seinen Vater, 26. Oktober 1812.
[48] Studer an Carisch, 19. September 1812.
[49] Baggesen an seinen Vater, 29. Mai 1812.
[50] Baggesen an seinen Vater, 29. Mai 1812.
[51] Hartmann, Carisch. Seite 28.
[52] Barth, Geschichte der protestantischen Theologie, Seite 387.
[53] Baggesen an seinen Vater, 2. Dezember 1812.
[54] Baggesen an Studer, 10. Oktober 1812.
[55] Mohr an Carisch, 27. August 1814.
[56] ADB 8, Seite 73 ff.
[57] Gotthelf, Briefe 4. Ergänzungsband, Seite 11.
[58] Mohr an Carisch, 2. März 1818.
[59] Mohr an Carisch, 22. April 1820.
[60] Baggesen an Studer, 5. September 1812.
[61] Rousseau, Emile ou de l'éducation. Paris 1874. Seite 371.
[62] Barth, Geschichte der protestantischen Theologie. Seite 384.
[63] Wernle, 18. Jahrhundert, Band 2, Seite 459.
[64] Gotthelf, Briefe. 4. Ergänzungsband, Seite 16.
[65] St. A. Bern, Acta der Curatel. Band III, Seite 939.
[66] St. A. Bern, Manual der akademischen Curatel. Band III, Seite 912.
[67] Mohr an Carisch, 25. Mai 1814.
[68] Mohr an Carisch, 29. Mai 1814.
[69] Mohr an Carisch, 17. Juni 1814.
[70] Mohr an Carisch, 6. Juli 1814.
[71] Acta der Curatel. Band III, Seite 941.
[72] Manual der akademischen Curatel. Band III, Seite 912.
[73] Müller Iso, Theodor v. Mohr. Schweizerische Kirchenzeitung 1945, Seite 169/170, 179—181.
[74] Haag, Seite 206. Greyerz, Seite 32 ff.
[75] Baggesen, Alpenrosen 1821, Seite 47 ff.
[76] Familienchronik.

JAHRE DER REIFE

[1] L'Orsa an Carisch, 16. November 1814.
[2] Mohr an Carisch, 27. August 1814.
[3] Thomsen James, Die Jahreszeiten, deutsch von D. W. Soltan. Braunschweig 1823, S. 87.
[4] Mohr an Carisch, 5. April 1814.
[5] Mohr an Carisch, 27. August 1814.
[6] Mohr an Carisch, 4. Dezember 1814.
[7] Mohr an Carisch, 27. August 1814.
[8] Mohr an Carisch, 2. März 1818.
[9] Autobiographie.
[10] Mohr an Carisch, 25. Januar 1816.
[11] Mohr an Carisch, 1. Oktober 1816.
[12] Mohr an Carisch, 29. Dezember 1816.
[13] Familienchronik.
[14] Mohr an Carisch, 2. März 1818.
[15] Mohr an Carisch, 21. November und 1. Oktober 1816.
[16] Mohr an Carisch, 22. April 1820.
[17] Tönjachen R., Bündnerisches Monatsblatt 1941, Seite 348.
[18] Las Historias della bibla. Cuoira 1821.
[19] Mohr an Carisch, 22. April 1820.
[20] Mohr an Carisch, 18. September 1821.
[21] Rothpletz E., Bernische Hilfsvereine für die Griechen. Basel 1932, Seite 5.
[22] Baggesen an Carisch, 30. September 1821.
[23] Rothpletz E., Hilfsvereine, Seite 5.
[24] Rothpletz E., Der Schäfflisdorfer Philhellene Johann Jakob Meyer. Basel 1931.
[25] Stern A., Der Zürcher Hilfsverein für die Griechen. Neujahrsblatt der Zürcher Stadtbibliothek 1904, Seite 5, 15.
[26] Jenatsch an Orelli, 8. März 1822.
[27] Mohr an Orelli, 5. März 1822.
[28] Statuts della societad d'ajüt per il Grecs. 1822.
[29] Familienchronik.
[30] Jenatsch an Orelli, 1. Juli 1822.
[31] Intelligenzblatt Nr. 30. 1823, Chur.
[32] Churer Griechenverein. Kantonsbibliothek Chur.
[33] Mohr an Carisch, 18. September 1821.
[34] Rothpletz E., Der Genfer Jean Gabriel Eynard als Philhellene. Zürcher Dissertation 1900, Seite 78, 84.
[35] Mohr an Carisch, 21. November 1816.
[36] In B 2151, 9, Kantonsbibliothek Chur.
[37] Protokolle des Großen Rates. 25. Juni 1823.
[38] Planta-Reichenau U., v., Die gewaltsame politische Bewegung vom 4. Januar 1814. Chur 1858, Seite 14.
[39] Mohr an Amrhyn, 10. Januar 1830.
[40] In B 2151, 9, Kantonsbibliothek Chur.
[41] Mohr an Carisch, 21. Februar 1824.
[42] Planta P. C., v., Mein Lebensgang. Chur 1901. Seite 1 ff.
Heer Jakob, Ständerat Peter Conradin v. Planta. Berner Dissertation 1916, Seite 2 ff.
[43] Mohr an Carisch, 21. Februar 1824.
[44] Familienchronik.
[45] Mohr an Carisch, 24. Februar 1824.
[46] Familienchronik.
[47] Mohr an Carisch, 24. Februar 1824.
[48] Mohr an Carisch, 24. Februar 1824.

[1] St. A. Bern, Monatszeugnisse des Gymnasiums. B III 1073.
[2] Jaggi, Müllers Geschichtsauffassung, Seite 54.
[3] Mörikofer, Schweizerische Literatur des 18. Jahrhunderts. 1868, Seite 474.
[4] Hunziker R., Gotthelf. Seite 15.
[5] Müller Joh., v., Sämtliche Werke, Band 6, Seite 45.
[6] Müller Joh., v., Sämtliche Werke, Band 7, Seite 34.
[7] Müller Joh., v., Sämtliche Werke, Band 7, Seite 289.
[8] Killias an Carisch, 31. Oktober 1812.
[9] Baggesen an Studer, 14. Juni 1812.
[10] Müller Joh., v., Sämtliche Werke, Band 7, Seite 437.
[11] Müller Joh., v., Sämtliche Werke, Band 7, Seite 178.
[12] Müller Joh., v., Sämtliche Werke, Band 5, Seite 117.
[13] Müller Joh., v., Sämtliche Werke, Band 6, Seite 124.
[14] Müller Joh., v., Sämtliche Werke, Band 5, Seite 59.
[15] Requadt, Seite 180.
[16] Kantonsbibliothek Chur. Widmung im Exemplar He 261.
[17] Baggesen an seinen Vater, 26. Oktober 1812.
[18] Baggesen an Studer, 14. Juni 1812.
[19] Requadt, Seite 46, 192.
[20] Baggesen an Studer, 29. Mai 1812.
[21] Requadt, Seite 110 ff.
[22] Müller Joh., v., Sämtliche Werke. Band 6, Seite 70.
[23] Baggesen an Carisch, 14. Oktober 1812.
[24] Mohr an Carisch, 25. Januar 1816.
[25] Gotthelf, Briefe. 4. Ergänzungsband, Seite 18.
[26] Hartmann, Carisch, Seite 114.
[27] Studer B., Geschichte der physischen Geographie der Schweiz. 1863, Seite VI ff.
[28] Sammlung Bernischer Biographien, Band 1884, Seite 377/381.
[29] Mäder, Seite 94 ff., 106 ff.
[30] Müller Joh., v., Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft. Leipzig 1825. I. Teil, Seite XXXII.
[31] Salis-Seewis Guido, v., Ein bündnerischer Geschichtsforscher vor 100 Jahren. Aarau 1926.
[32] Dolf, Seite 113.
[33] Zinsli Paul, Das Bündnerdeutsche in der schweizerdeutschen Sprachforschung. Rätia, Jahrgang 1941, Seite 105.
[34] Müller Joh., v., Sämtliche Werke, Band 7, Seite 363.
[35] Müller Joh., v., Sämtliche Werke, Band 7, Seite 290 ff.
[36] Briefwechsel der Brüder J. Georg Müller und Joh. v. Müller 1789—1809, herausgegeben von Haug E., Frauenfeld 1899, Seite 108 ff.
[37] Müller Joh., v., Sämtliche Werke, Band 7, Seite 399.
[38] Müller Joh., v., Sämtliche Werke, Band 7, Seite 395.
[39] Müller Joh., v., Sämtliche Werke, Band 7, Seite 399.
[40] Ernst Fritz, Essai Band I, Seite 159. Zürich 1946.
[41] Salis Joh. Ulr., v., Hinterlassene Schriften. 2. Abteilung, Seite 106.
[42] Salis Joh. Ulr., v., Hinterlassene Schriften. 2. Abteilung, Seite 12.
[43] Salis an Carisch, 23. August 1813.
[44] Mohr an Carisch, 27. August 1814.
[45] Salis an Carisch, 23. August 1813.
[46] Salis-Seewis G., v., Seite 124—125.
[47] Mohr an Carisch, 25. Januar 1816.
[48] Mohr an Carisch, 4. August 1817.
[49] St. A. Chur, Dokumentensammlung.
[50] Monnard Charles, Biographie de R. Gloutz-Blotzheim.

[51] Müller Joh., v., Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft. Leipzig 1826. 4. Band, Seite XIII.
[52] Glutz-Blotzheim R., Geschichte der Eidgenossen. Zürich 1816, Seite X.
[53] Mohr an Carisch, 2. März 1818.
[54] Familienchronik.
[55] In B 1674, Kantonsbibliothek Chur.
[56] Planta-Reichenau U., v., Gewaltsame politische Bewegung, Seite 19.
[57] Oesch Joh., Dr. Joh. P. Mirer, erster Bischof von St. Gallen. St. Gallen 1909, Seite 34.
[58] Planta V., v., Joh. Fr. v. Tscharners Leben und Wirken, Seite 287.
[59] Vgl. Dolf.
[60] Pieth Friedrich, Übersicht. JHGG 1938, Seite 4.
[61] Moor C., v., Die bündnerische GFG und ihre bisherige Wirksamkeit. Rätia Jahrgang 2, 1864, Seite 2—3.
[62] Bänziger-La Nicca A., Leben und Wirken des schweizerischen Ingenieurs Richard La Nicca. Davos 1896, Seite 7.
[63] Pieth Friedrich, Übersicht, Seite 4.
[64] Amstein J. R., Bündnerdeutsches Wörterbuch, herausgegeben von Paul Zinsli. Rätia Jahrgang 1940/1941.
[65] Trepp M., Hch. Bansi. JHGG 1907, Seite 209—216.
[66] In B 2003, Kantonsbibliothek Chur.
[67] In B 2003, Kantonsbibliothek Chur.
[68] Statuten und Arbeitsplan der GFG. 1829.
[69] Pieth Friedrich, Übersicht, Seite 5.
[70] In B 1511, Kantonsbibliothek Chur.
[71] Moor C., v., Rätia 2, Jahrgang 1864, Seite 9.
[72] Nekrolog im Bündner Monatsblatt 1854, Seite 148 ff.
[73] Jecklin Fritz, Aus der Geschichte der Historisch-Antiquarischen, ehemals Geschichtforschenden Gesellschaft, Seite 7.
[74] Verhandlungen des Großen Rates, 19. Juli 1836.
[75] Verhandlungen des Großen Rates, 11. Juli 1840.
[76] Verhandlungen des Großen Rates, 14. Juli 1841.
[77] Katalog der Gesellschaftsbibliothek.
[78] B 2003, 9. Januar 1857, Kantonsbibliothek Chur.
[79] B 2003, 6. und 14. Februar 1851.
[80] His E., Geschichte der Historischen- und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel, Seite 14.
[81] Wurstemberger L., v., Lebensgeschichte N. Fr. v. Mülinens. Schweiz. Geschichtsforscher, Band 9, Seite 353.
[82] Moor C., v., Rätia 2. Jahrgang 1864, Seite 1.
[83] Ulrich v. Planta, Rede, in B 1674, Kantonsbibliothek Chur.

LEBEN IN STAAT UND FAMILIE

[1] Autobiographie.
[2] Ulrich v. Planta-Reichenau, Gewaltsame politische Bewegung, Seite 15.
[3] Familienchronik.
[4] Churer Zeitung, 1837, Nr. 41 und 51.
[5] Familienchronik und Autobiographie.
[6] Moor Anna, von, Kleinstadtleben aus Chur vor 100 Jahren. Neue Zürcher Zeitung 1921, Nr. 296 und 302.
[7] Autobiographie. Nichtbürger Steuerbuch C.
[8] Über V. v. Planta vgl. Bündnerisches Monatsblatt 1948, Seite 304—305.
[9] Ulrich v. Planta-Reichenau, Gewaltsame politische Bewegung, Seite 17.
[10] Valär M., Der Anteil Graubündens am Sonderbundskrieg. JHGG 1915, Seite 259.
[11] Ulrich v. Planta-Reichenau, Gewaltsame politische Bewegung, Seite 17.
[12] Pappa, Seite 97 ff.
[13] Basler Zeitung 1848, Nr. 256.

[14] ADB 34, Seite 64 ff.
[15] Seume, Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802. 1803, Seite 359.
[16] Instruktion für die Assesoren, 19. Juni 1834, in B 2151,9, Kantonsbibliothek Chur.
[17] v. Carl an Mohr, 9. August 1834.
[18] Vgl. Candreia Jakob, Das Bündnerische Zeitungswesen im 19. Jahrhundert bis 1870, Chur 1909, Seite 19. Candreia stellt Redaktionswechsel Anfang 1836 und Ende 1. Semester 1838 fest. Die Schriftleitung sei unbekannt. Die Redaktion Mohrs aber ist in Briefen bezeugt.
[19] Churer Zeitung 1836, Nr. 50.
[20] Churer Zeitung 1836, Nr. 84.
[21] Churer Zeitung 1836, Nr. 47.
[22] Churer Zeitung 1837, Nr. 56.
[23] Autobiographie.
[24] Planta P. C., v., Verfassungsgeschichte der Stadt Chur im Mittelalter. Chur 1879, S. 4.
[25] Die folgende Darstellung stützt sich auf eine Sammlung von Flugschriften zur Verfassungsrevision von 1840 in der Kantonsbibliothek Chur unter Bd 1090, 6.
[26] Planta P. C., v., Mein Lebensgang, Seite 141.
[27] Protokoll der löblichen Zunft von Schuhmachern, 10. Juni 1840.
[28] Großratsprotokoll 1840, Seite 197 ff.
[29] Protokoll der Bürgerversammlung, 1840—1848.
[30] Verfassung der Stadt Chur, 10. Juni 1840.
[31] Protokoll der Bürgerversammlung, 1840—1848.
[32] Mohr an Gall Morel, 26. September 1847.
[33] Basler Zeitung 1843, Nr. 118. Über Reformverein vgl. Pieth, Seite 438 ff.
[34] Familienchronik.
[35] Mohr an Gall Morel, 9. Januar 1848.
[36] Mohr an Gall Morel, 9. Januar 1848.
[37] Familienchronik.
[38] Zitiert bei Dierauer Joh., Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft. Gotha 1932, Band V, Seite 728.
[39] Mohr an Meyer v. Knonau, 16. Juni 1846.
[40] Siegwart-Müller C., Sieg der Gewalt über das Recht, Seite 351.
[41] Briefe Siegwarts an F. v. Hurter, herausgegeben von E. Scherer. Beilage zum Jahresbericht der kantonalen Lehranstalt Sarnen 1925, Seite 72.
Oechsli W., Die Anfänge des Sonderbundes nach österreichischen Gesandtschaftsberichten. Zürich 1914, Seite 28.
[42] Familienchronik.
[43] Mohr an Georg v. Wyss, 19. Februar 1845. Herrn G. v. Wyss Zürich, der mir die Briefe Mohrs an seinen Großvater zur Verfügung gestellt, möchte ich herzlich danken.
[44] Mohr an Gall Morel, 26. September 1847 und an G. v. Wyss, 19. Februar 1845.
[45] Mohr an Gall Morel, 26. September 1847.
[46] Protokoll der Bürgerversammlung, 20. August 1848.
[47] Familienchronik.
[48] Der liberale Alpenbote, Chur 1848, Nr. 68.
[49] Mohr an Gall Morel, 21. August 1848.
[50] Katalog der Bernischen Akademie.
[51] Familienchronik.

DER SAMMLER

[1] Kopp an Mohr, 10. Oktober 1849. Vgl. Lütolf, Seite 274 ff.
[2] Pupikofer an Mohr, 30. November 1852.
[3] Lütolf, Seite 527.
[4] Breßlau, Urkundenlehre, 2. Auflage. Leipzig 1912. Band I, Seite 6.
[5] Kopp J. E., Auch das gehört zum Geschichtforschen. Geschichtsblätter aus der Schweiz, Leizpig 1856. 2. Band, Seite 245 ff.

[6] Ammann H., Die Veröffentlichung mittelalterlicher Quellen in der Zeitschrift für Schweizergeschichte 1946, Seite 104.
[7] Freundliche Mitteilung von Herrn Battaglia, bischöflicher Archivar, Chur.
[8] In B 2151, 9, Kantonsbibliothek Chur.
[9] St. A. Chur, II. 5b, 1. Dezember 1829 und 2. Februar 1830.
[10] Mohr an Zellweger, 20. Januar 1833.
[11] Briefe Mohrs an Böhmer sind vorhanden, waren mir aber nicht zugänglich, da sie sich mit andern Beständen noch in Schutzräumen befinden. Mitteilung der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main.
[12] Mohr an Zellweger, 26. September 1832.
[13] Janssen, III., Seite 372.
[14] Zinsli Paul, Das Bündnerdeutsche in der schweizerdeutschen Sprachforschung. Rätia, Jahrgang 1941, Seite 110.
[15] Für freundliche Hinweise bin ich Frau Dr. E. Meyer-Marthaler und Herrn Lic. Perret zu Dank verpflichtet.
[16] Mohr an G. v. Wyß, 10. Januar 1854.
[17] Böhmer an Mohr, 12. Februar 1849.
[18] Vorrede Mohrs zu Juvaltas Denkwürdigkeiten. Chur 1848.
[19] Feller R., Die schweizerische Geschichtschreibung im 19. Jahrhundert, Seite 144.
[20] Ritter K., Seite 135.
Für das Folgende auch 100 Jahre Allgemeine Geschichtforschende Gesellschaft der Schweiz, 1841—1941. Bern 1941.
[21] Zellweger an Hottinger, 9. Januar 1841.
[22] Hottinger an Zellweger, 17. Januar und 14. Februar 1842.
[23] Zellweger an Hottinger, 7. Februar 1842.
[24] Zellweger an Hottinger, 26. Januar 1842.
[25] Zellweger an Hottinger, 10. Februar 1842.
[26] Hottinger an Zellweger, 14. Februar 1842.
[27] In der Briefsammlung Zellweger, Anfang Januar 1842.
[28] Zellweger an Hottinger, 8. Juni 1842.
[29] Schneller an Zellweger, 30. März 1842.
[30] Mohr an Hottinger, 27. Januar 1843.
[31] Mohr an Meyer v. Knonau, 11. März 1843.
[32] Mohr an Zellweger, 6. April 1842.
[33] Böhmer an Mohr, 12. Februar 1849.
[34] Über Mohrs Disentiserregesten vgl. P. Iso Müller, Disentis im Lichte der Romantik (1800—1880). Bündnerisches Monatsblatt 1946, Seite 64 ff.
[35] Mäder P., Seite 4.
[36] His E., Briefwechsel Wyß—Heusler, Seite 76.
[37] Georg v. Wyß, Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses. Zürich 1895. Seite 84.
[38] Gall Morel an Mohr, 23. Oktober 1849.
[39] Lütolf, Seite 209.
[40] Charles Gillard, La société générale suisse d'histoire, Seite 11. In 100 Jahre Allgemeine Geschichtforschende Gesellschaft der Schweiz, 1851—1941. Bern 1941.
[41] Lütolf, Seite 517.
[42] Kopp an Mohr, 10. März 1853.
[43] Schneller an Mohr, 13. Juni 1851.
[44] Protokoll des Fünfortigen Vereins, 27. Mai 1851 und 20. August 1851.
[45] Familienchronik.
[46] Meyer v. Knonau an Archivar Meyer, 2. März 1854 (Repertorium).
[47] Mohr an Meyer v. Knonau, 6. November 1851 (Theodor v. Mohr).
[48] Meyer v. Knonau an Mohr, 28. Januar 1852.
[49] Meyer v. Knonau an Archivar Meyer, 20. Juni 1852 (Repertorium).
[50] Meyer v. Knonau an Archivar Meyer, 24. Juni 1852 (Repertorium).
[51] Meyer v. Knonau an Archivar Meyer, 31. Dezember 1852 (Repertorium).
[52] Franscini an Meyer v. Knonau, 14. Februar 1852 (Repertorium).

[53] Mohr an G. v. Wyß, 9. September 1849.
[54] Notiz in der Sammlung Carisch.
[55] Meyer v. Knonau an Mohr, 28. Januar 1852.
[56] Meyer v. Knonau an Mohr, 20. Januar 1854.
[57] Meyer v. Knonau an Archivar Meyer, 6. Juni 1854 (Repertorium).
[58] Meyer v. Knonau an Archivar Meyer, 5. Juni 1854 (Repertorium).
[59] Vorwort in den Abschieden 1521—1528.
[60] Feller, Geschichtschreibung, Seite 134.

ENDE UND ERBE

[1] Dieses Tagebuch existiert nur in einer Kopie, die Conradin in die Familienchronik eingetragen. Es reicht vom 1. Januar—12. Mai 1854. Die lateinischen Verse stammen aus dem «Stabat mater dolorosa» des Jacopone da Todi †1306.
[2] Mohr an Carisch, 1. Oktober 1816.
[3] Mohr an Carisch, 5. April 1814.
[4] Familienchronik.
[5] Mohr an Heusler, 29. Dezember 1844.
[6] Janssen, I., Seite 249 ff.
[7] Meyer v. Knonau an Mohr, 27. Dezember 1853.
[8] Maria v. Mohr an Meyer v. Knonau, 25. Februar 1854.
[9] In B 2151, 8, Kantonsbibliothek Chur.
[10] Hartmann, Carisch, Seite 104.
[11] Rosenthal, Convertitenbilder, Seite 363.
[12] Vgl. Käthe Friedemann, Die Religion der Romantik. Philosoph. Jahrbuch 1925, Seite 267.
[13] Sammelband.
[14] Siegwart an Leodegard Kretz, in Festgabe Muri-Gries. Sarnen 1927, Seite 241 ff.
[15] Nekrolog im Bündnerischen Monatsblatt 1854, Seite 147.
[16] Müller P. Iso, Geistesgeschichtliche Studie über Peter Kaiser. Jahrbuch des historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein, Band 44, Seite 69—91.
[17] Churer Zeitung 1854, Nr. 67.
[18] Bündner Zeitung 1854, Nr. 67.
[19] Koeberle, Romantik als religiöse Bewegung. In Romantik, herausgegeben von Steinbüchel, Seite 68.
[20] Vorwort zu den Disentiserregesten.
[21] Ranke, Sämtliche Werke, herausgegeben von Dove und Wiedemann. Leipzig 1888, Band 51/52, Seite 534—544.
[22] Eichendorff J., Autobiographische Schriften, Seite 786 ff.
[23] Er änderte in den Sechzigerjahren die Schreibweise seines Namens in Moor.
[24] Über Conradins Studienjahre vgl. Hartmann B., Die Wanderjahre des Dichters der Donna Ottavia Joh. Andr. v. Sprecher. Bündnerisches Monatsblatt 1932, Nr. 6 und 7. Graß Hans, Johann Andreas v. Sprecher. Berner Dissertation 1945.
[25] Der freie Rätier 1896, Nr. 304.
[26] Bürgerregister, Zivilstandsamt der Stadt Chur.
[27] Mitteilung von Herrn Stadtpräsident Dr. G. R. Mohr, Chur.
Anna v. Moor, Aus bewegten Tagen. Eine Alt-Churer-Geschichte aus dem Süßen Winkel.
[28] Sammelband.
[29] Feller R., Hundert Jahre schweizerischer Geschichtforschung, Seite 13.
[30] Rezension in der Allgemeinen Ausgburger Zeitung 1879, Nr. 231.
[31] Mitteilung von Herrn Dr. Marti-Wehren, Bern.
[32] In B 2004, Kantonsbibliothek Chur.
[33] Hartmann B., Die Brüder Constanz und Fritz v. Jecklin. Rätia, Jahrgang 1938/1939, Seite 133—139.

QUELLEN- UND LITERATURVERZEICHNIS

QUELLEN

Ungedruckte Quellen

Bundesarchiv Bern
Theodor v. Mohr.
Korrespondenzen des eidgenössischen Archivariats (Repertorium älterer Abschiede).

Staatsarchiv Bern
Manuale der akademischen Curatel B III 910, 912.
Acta der Curatel B III 933, 939, 941.
Monatszeugnisse des Gymnasiums B III 1073.
Katalog der Bernerischen Akademie.
Manual des Kleinen Rates 1807, 1811.
Manual des Finanzrats 1807.

Stadt-Hochschulbibliothek Bern
Briefe an C. Baggesen und Baggesens an seinen Vater. Mss. Hist. Helv. XXII., 149.
Briefe Baggesens an Bernhard Studer. Mss. Hist. Helv. XXIX., 80.
Brief Mohrs an B. Hidber, 26. Juni 1842. Mss. Hist. Helv. XXVI., 103.

Staatsarchiv Basel-Stadt
Brief Mohrs an Heusler, 29. Dezember 1844.
Nachlaß A. Heusler-Rhyner.

Staatsarchiv Chur
Protokolle des Großen Rates II., 5b.
Mohrsche Dokumentensammlung.

Kantonsbibliothek Chur
Briefe schweizerischer und auswärtiger Historiker an Th. und P. C. v. Mohr 1832—1876. B 1151.
Amtliche Schreiben an Theodor v. Mohr. B 2151, 8.
Dokumente und Briefe der Familie Mohr. B 2151, 9.
Sammelband von historischen Notizen über die Familie v. Mohr, B 1146 (Zit. Sammelband).
Materialien zu einem Historisch-biographischen Lexikon für Graubünden.
Autobiographie Conradin v. Mohrs. B 757 (Zit. Autobiographie).
Korrespondenzen der Geschichtforschenden Gesellschaft 1826—1857, B 2003.
Protokoll der Historisch-antiquarischen Gesellschaft. B 2004.
Akten der Bibliothek der Historisch-antiquarischen Gesellschaft, B 1674.
Urkundensammlung der Geschichtsforschenden Gesellschaft, B 1510/1511.

Archiv der Stadt Chur
Protokoll der löblichen Zunft von Schuhmachern 1832—1840.
Protokoll der Bürgerversammlung 1840—1848.
Nichtbürger Steuerbuch C 1835—1841.
Bürger Einkaufsbuch der Stadt Chur 1524—1845.

Stiftsarchiv Einsiedeln
Briefe Mohrs an P. Gall Morel. GM 57.

Kantonsbibliothek Luzern
Briefe Mohrs an Kanzler Amrhyn. Amrhyn-Archiv IV., E. 34.
Bürgerbibliothek Luzern
Briefe Mohrs an Kopp.
Protokolle des Fünförtigen Vereins 1849—1852.
Kantonsbibliothek Trogen
Briefsammlung J. C. Zellwegers.
Zentralbibliothek Zürich
Briefe Mohrs an G. Meyer v. Knonau. FA. M. v. K. 32 ab.
Briefe Mohrs an J. J. Hottinger. Ms. M. 21. 190.
Briefe Zellwegers an J. J. Hottinger, Ms. M. 21. 345.
Briefe von Bündnern an J. C. v. Orelli. F. A. Orelli, 4.
Akten des Griechenvereins, W 174.
Frau E. Mascioni-Jänichen, Campascio
Briefsammlung Otto Carisch.
Herr Dr. G. v. Wyß, Zürich
Briefe Mohrs an Gg. v. Wyß.

Gedruckte Quellen

Mohr Th., v., Il stadi da noss antenats avant la Reforma. Lavin 1820.
— Bericht über Stand und Gang der Geschichtsforschenden Gesellschaft in Graubünden. Chur 1829.
— Rede bei Eröffnung der Synode. Chur 1834.
— Die Regesten der Archive in der schweizerischen Eidgenossenschaft 1848—1853.
— Archiv für die Geschichte der Republik Graubünden. Chur 1848—1858.
— Der Zustand unserer Vorfahren vor der Reformation. Chur 1854. (Anonyme Übersetzung der Rede von 1820.)
— Las Historias della bibla per adoever dellas scolas romanschas. Vertidas our dal tudaisc seguond J. A. C. Löhr. Cuoira 1821.
Mohr, Th. und C. v., Codex diplomaticus, Sammlung der Urkunden zur Geschichte Currätiens und der Republik Graubünden. Chur 1848—1863.
Moor C. v., Die bündnerische geschichtforschende Gesellschaft und ihre bisherige Wirksamkeit. Raetia, 2. Jahrgang. Chur 1864.
— Geschichte von Currätien und der Republik «gemeiner drei Bünde». 3 Bände. Chur 1870—1874.
Archiv für schweizerische Geschichte. Herausgegeben auf Veranstaltung der Allgemeinen Geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz. Band I—X, 1843—1855.
Böhmer J. F., Regesta chronologico-diplomatica regum atque imperatorum Romanorum inde an Conrado I. usque ad Heinricum VII. Frankfurt am Main 1831.
— Regesta chronologico-diplomatica Karolorum. Frankfurt am Main 1833.
Fries J. F., Julius und Evagoras. Philosophischer Roman. 1811.
Gotthelf Jeremias, Sämtliche Werke, herausgegeben von Hunziker, Bloesch und Loosli. Zürich 1911 ff.
Haug Eduard, Briefwechsel der Brüder J. Georg Müller und Joh. v. Müller. Herausgegeben von Haug. Frauenfeld 1891/1893.
His E., Briefwechsel zwischen Philipp Anton Segesser und Andreas Heusler-Ryhiner. 1842—1867. Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 31. Band. Basel 1932.
— Briefwechsel zwischen Georg v. Wyß und Andreas Heusler-Ryhiner 1843—1867. Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde. 32. Band. Basel 1933.
Müller Joh., v., Sämtliche Werke. 18 Bände. Tübingen 1810—1814.
Salis-Seewis Joh. U., v., Hinterlassene Schriften. Chur 1826.

Seume J. G., Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802. 1803.
Spescha P. Placidus, Sein Leben und seine Schriften. Herausgegeben von F. Pieth, K. Hager und M. Carnot. Bümpliz-Bern 1913.
Statuts della societad d'ajüt per ils Grecs in Engadina. 1822.

LITERATUR

Barth Karl, Die protestantische Theologie im 19. Jahrhundert. Ihre Vorgeschichte und ihre Geschichte. Zollikon-Zürich 1947.
Bonjour Edgar, Das Schicksal des Sonderbundes in zeitgenössischer Darstellung. Aarau 1947.
— Die Gründung des schweizerischen Bundesstaates. Basel 1948.
Breßlau Harry, Handbuch der Urkundenlehre für Deutschland und Italien. 2 Bände. 2. Auflage. Leipzig 1912 und 1931.
Bündner Monatsblatt, herausgegeben von Friedrich Pieth. Verschiedene Jahrgänge.
Dolf W., Die ökonomische-patriotische Bewegung in Bünden. Schweiz. Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialwissenschaft. Aarau 1943.
Eichendorff J., v., Werke. Inselverlag Leipzig 1941.
Feller R., Die Schweizerische Geschichtschreibung im 19. Jahrhundert. Zürich und Leipzig 1938.
— Hundert Jahre Schweizerischer Geschichtforschung. Festbericht über die Jahrhundertfeier der Allgemeinen Geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz. Bern 1941.
Gadient Veit, Der Charitasapostel Theodosius Florentini. Luzern 1944.
Graß Hans, Johann Andreas v. Sprecher. Leben und Wirken. Berner Dissertation 1945.
Haag Fr., Die hohen Schulen zu Bern in ihrer geschichtlichen Entwicklung von 1528 bis 1834. Bern 1903.
Hartmann B., Professor Otto Carisch. Jahresbericht der Historisch-antiquarischen Gesellschaft Graubünden. Jahrgang 1947. Chur 1948. (Jahresberichte zit. JHGG)
Heinsius W., Krisen katholischer Frömmigkeit. Berlin 1925.
His E., Ratsherr Andreas Heusler und seine Politik in der Basler Zeitung. Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde. 28. Band. Basel 1939.
— Geschichte der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel im ersten Jahrhundert ihres Bestehens. 1836—1936. Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde. 35. Band. Basel 1936.
Jaggi Arnold, Über Joh. v. Müllers Geschichtsauffassung. Berner Dissertation 1922.
Janssen J., J. F. Böhmers Leben, Briefe und kleine Schriften. 3 Bände. 1868.
Lagiadèr Anton, Hundert Jahre Antiquarische Gesellschaft in Zürich 1832—1932. Zürich 1932.
Lütolf Alois, Joseph Eutych Kopp. Luzern 1868.
Mäder Paul, Gotthelfs historische Novellistik und ihre Quellen. Berner Dissertation 1932.
Muschg W., Gotthelf. München 1931.
Neeser Maurice, Du Protestantisme au Catholicisme. Neuchâtel 1926.
Oechsli W., Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert. 2 Bände. Leipzig 1903 u. 1913.
Pappa C., Die Entstehung des schweizerischen Nationalbewußtseins in Graubünden. Zürcher Dissertation 1944.
Pieth Friedrich, Bündnergeschichte. Chur 1945. (zit. Pieth).
— Übersicht über die Geschichte der Geschichtsforschenden und der Historisch-antiquarischen Gesellschaft von Graubünden 1826—1938. JHGG 1938.
Planta P. C., v., Mein Lebensgang. Chur 1901.

Planta V., v., Johann Friedrich v. Tscharners Leben und Wirken. Chur 1848.
Requadt Paul, Johannes v. Müller und der Frühhistorismus. München 1929.
Ritter Karl, Johann Caspar Zellweger und die Gründung der Schweizerischen Geschichtforschenden Gesellschaft. Jahrbuch für Schweizerische Geschichte, Band 15, Zürich 1890.
Rosenthal D. A., Convertitenbilder aus dem 19. Jahrhundert. Schaffhausen 1866—1870.
Salis-Seewis G. v., Ein bündnerischer Geschichtsforscher vor 100 Jahren. Johann Ulrich v. Salis-Seewis. 1777—1817. Aarau 1926.
Siegwart-Müller C., Der Sieg der Gewalt über das Recht. Altdorf 1866.
Steinbüchel Th., Romantik. Ein Zyklus Tübinger Vorlesungen, herausgegeben von Steinbüchel. Tübingen und Stuttgart 1948.
Stockar Willi, Johannes v. Müller. Zürich 1938.
Valèr M., Der Anteil Graubündens am Sonderbundskrieg. JHGG 1915.
Wernle Paul, Der Schweizerische Protestantismus im XVIII. Jahrhundert. Tübingen 1923—1925.
— Der Schweizerische Protestantismus in der Zeit der Helvetik. Zürich und Leipzig 1938—1942.
Wyß G. v., Geschichte der Historiographie in der Schweiz. Zürich 1895.

Dazu in Text und Anmerkungen erwähnte Literatur.